This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07495917 6

NF
Les

Lesson 2
NFG

Gotthold Ephraim Leſſings

vermiſchte

Schriften.

Dritter Theil.

Berlin, 1784.
Bey Chriſtian Friedrich Voß und Sohn.

Vorbericht.

Dieſer dritte Theil enthält nur Rettungen, die mein Bruder weder Berufs noch Beförderungs wegen ſchrieb. Und was für welche? Theologiſchen Innhalts alle, bis auf die Rettungen des Horaz.

„Und Wen glaubt man wohl, daß ich gerettet habe? fragt er ſelbſt in der Vorrede zum dritten Theile der erſten Auflage dieſer Schriften. Lauter verſtorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen Wen? Faſt gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein ſauer Geſicht dafür machen werden. Wenn das klug iſt, ſo weis ich nicht, was unbeſonnen ſeyn ſoll?“.

Dient dieſes Geſtändniß ſeinen Freunden zum Beweiſe ſeiner unbekränzten Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, ſo finden ſeine

Feinde ſchon Gründe, dieſe Rettungen zum Beweiſe ſeiner wenigen Ehrerbietung gegen verdiente Männer, ſeiner Geringſchätzigkeit gegen das Lutherthum, ſeines Widerſpruchsgeiſts und Gott weiß, was für Untugenden mehr, zu machen. Daß es geſchehen iſt, liegt am Tage, und daß jetzt viele von ihm noch ſo denken mögen, mag ſo gewiß ſeyn, als ich feſt überzeugt bin, daß ſein Herz dabey von allen böſen Abſichten frey war.

Ich bitte auch ſehr, zu bedenken, daß vor dreyßig Jahren, als dieſe Rettungen erſchienen, vieles wichtig, neu und gar paradox unter dem leſenden Publicum war, was jetzt für allgemein ausgemacht angenommen wird.

Styl, Einkleidung, deutliche Darſtellung, und ſeine Beleſenheit, die von ſeiner Urtheilskraft nie verlaſſen iſt, werden ſie ſtets ſchätzbar machen, wenn die Sachen auch ſelbſt keinen Reiz mehr für den Leſer haben ſollten.

Was

Was kümmert den Kunſtliebhaber der Block, aus dem ein Künſtler eine herrliche Bildſäule gehauen? Marmor oder Stein!

Will man ſich von der Vorzüglichkeit der Rettungen recht überzeugen, ſo leſe man nur die Widerlegungen, die zu damaliger Zeit ſo wohl beſonders, als in den kritiſchen Zeitſchriften gegen ihn erſchienen. Faſt alle ärgern ſich an ſeinem lebhaften Witz und ſeiner Leichtigkeit, den unbedeutendſten Dingen ein gewiſſes Intereſſe zu geben. Aus menſchlicher und chriſtlicher Barmherzigkeit wünſchen ſie ihm etwas von ihrer Schwerfälligkeit und gelehrten Manier, die bekannteſten und trivialeſten Dinge ſich und ihren Leſern mit ſo trockner Verworrenheit vorſtellig zu machen, als ihre Gelehrſamkeit unverdaut iſt. Sie wähnen immer, ihn wie Rieſen einen Zwerg zu überſehen; mir ſcheint es aber, als wenn Zwerge gegen ei-

nen Riesen zu Felde zögen, und wo sie am wenigsten wissen, sich auf ihrem eignen Leib ein Triumphliedchen sängen. Mir scheint es, sag ich; denn ich beneide keinen, dem es anders scheint.

Die erste, die Rettung des Lemnius, steht in der alten Ausgabe im zweiten Theile unter den Briefen, und schlägt mit der zweyten der Rettung des Cochläus, in die lutherische Reformationsgeschichte.

Sehr jung muß mein Bruder gewahr geworden seyn, daß Religionslehrer und Geschichtschreiber, so kultivirt sie auch sonst sind, wie die rohesten Menschenkinder an ihrem Mann alles vortreflich, und an ihrem Gegner alles abscheulich finden. Teufel und Engel, vornehmlich von der moralischen Seite, wie Mittelding, wie wir Menschen doch fast alle sind, nur nach Umstän-

den,

den, die selten von uns abhängen, bald mehr bald weniger von Folgen.

Freylich scheint diese Partheylichkeit sehr natürlich zu seyn, wenn man bedenkt, wie man von den ersten Jahren der Kindheit an, nicht sowohl in Worten, als in der That zur Geringschätzigkeit aller andern Religionspartheyen, woraus natürlich Verachtung entstehen muß, so sehr man auf der andern Seite sie zu verhindern scheinen will, und und zu einer gar zu blinden Verehrung alles dessen, was die unsrige angenommen, gehalten, oder vielmehr gezwungen wird. Unser Katechismus lehret zwar, daß Juden, Heiden und Türken unsre Nächsten sind; aber insinuirt er nicht zugleich, daß ihre Moral, so vollkommen wie die unsrige, weder ist, noch seyn kann? Läßt er uns nicht alle Tage dem Himmel danken, daß wir in der Christenheit gebohren und getauft sind?

Kann wohl bey Einpfropfung ſolcher Maximen der geſunde Menſchenverſtand gedeihen? und wenn denn ja ein guter Kopf aus dieſem Labyrint ſich arbeitet, iſt es ſehr zu verwundern, wenn ihn ſeine Nebenmenſchen, die das nicht vermögen, eben ſo behandeln, als die Hinkenden den, welcher allein recht gehen konnte?

Und gehört nicht eine gewiſſe Größe der Seele dazu, wenn man dem ohngeachtet nicht mit Hinken lernt?

Ich erinnere mich gar wohl, was dieſe Schriften bey ihrer erſten Bekanntwerdung unter den Geiſtlichen unſerer Vaterſtadt und der umliegenden Gegend für ſonderbare Urtheile veranlaßten, Wenn der gute ehrliche Schlag von Freunden für ihn ein andächtiges Vater Unſer betete, ſo gab es wiederum chriſtliche Eiferer, die aus Liebe und Mitleid, den frechen, von ſeiner Vä-

ter

ter Glauben abweichenden Sohn der strengsten Kirchenzucht übergeben hätten. Da sie aber vollends hörten, daß sein Freund und Landsmann, der Freygeist Mylius, ihn nach Berlin gezogen, so kreutzigten und seegneten sie sich, und wünschten, solches Herzeleid an ihren Kindern nicht zu erleben.

Daß ich die Sache nicht übertreibe, wird mir jeder zugestehen, der in dieser Lage sich selbst befunden, der aber in einer glüklichern gewesen, lese nur: Vertheidigung des seligen Lutheri und der Reformationsgeschichte wider den Verfasser der Kleinigkeiten. Herausgegeben von M. S. B. H. r. t. z. Frankfurth und Leipzig 1756.

Verfasser der Kleinigkeiten ist mein Bruder; seine Gedichte erschienen zuallererst unter diesem Tittel, und schicklicher hätte es geheissen: wider den Retter des Lemnius und

Cochläus. Aber es ſoll ein feiner Stich ſeyn, daß ein Verfaſſer von Kleinigkeiten ſich, wenn ich ſo ſagen darf, mit Großigkeiten, wie die lutheriſche Reformationsgeſchichte, zu befaſſen erdreuſtet.

Doch dieſer M. S. B. H. r. i. z. rügt noch eine viel größere Kühnheit, den unverzeihlichen Stolz an meinem Bruder, daß er Seine Hochehrwürden den Herrn Friedrich Wilhelm Kraft, Doctorem Theologiæ und Seniorem zu Danzig zu widerlegen geprahlet, da er nur ſeinen Schweſterſon widerlegt habe. Die Sache iſt merkwürdig.

Mein Bruder ſagt in der Rettung des Cochläus: „Herr Doktor Kraft vertheidigte im Jahre 1749, als er ſich noch in Göttingen befand, eine Streitſchrift: „de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam diſputante.“ Und weil er in derſelben etwas zu finden glaubte, was

was einer Berichtigung bedürfe, so richtet er auch seine Einwendung gegen diesen Vertheidiger. Das hätte er aber nicht thun sollen, sagt Herr M. S. B. H. r. i. z. und versichert, (es sind seine eigne Worte) „sein Herr Vetter, Joh. Peter Fischer, ein naher Anverwandter und wohl gar Schwestersohn des Herrn D. Schwarz, weil er in dessen Briefe, der besagter Disputation angehängt ist, affinis genennt würde, habe 1749 diese akademische Streitschrift verfertigt und vertheidigt. Herr D. Kraft sey nur Präses gewesen, und habe ihm das Zeugniß gegeben, daß Vetter Fischer die Zeugnisse der Schriftsteller, die nothwendig angeführt werden müssen, selbst gesammlet, in Ordnung gebracht, und ihm eine Abhandlung überliefert habe, die des Drucks nicht unwürdig gewesen, doch aber bey dieser Dissertation etwas umgeschmolzen werden müssen.“

Aus

Aus dieſen triftigen Gründen verlangt M. S. B. H. r. i. z. allenthalben, wo mein Bruder Herr D. Kraft geſagt, Herr Fiſcher zu leſen, weil dieſer der wahre Verfaſſer ſey. Folgt das aber wohl ſo ganz unbezweifelt aus dieſer ſeiner Ausſage ſelbſt? Nicht vielmehr das Gegentheil? Mein Bruder, der ſich darüber nicht einlaſſen wollte, weil er vielleicht die Wahrheit beſſer wußte, wendete ſich blos an den D. Kraft, der doch allezeit mit dem Reſpondenten in ſolidum für die Sätze der Diſſertation ſteht.

In dieſem Tone iſt ohngefehr die ganze Widerlegung; und wenn M. S. B. H. r. i. z. noch gelebt hätte, als mein Bruder Herr Paſtor Götzens theologiſchen Zorn fühlen mußte, ſo hätten wir jetzt ein halb Dutzend antileſſingiſche Skarteken mehr.

Die Rettungen des Cardan, und des inepti religioſi ſind ein paar ſchöne Beweiſe, daß

daß wer einmal einen üblen Ruf hat, auf die Schnelligkeit der unpartheyiſchen Welt eben nicht pochen darf. Glük für ihn, wenn ſich endlich ein Nachkommer findet, der recht ſieht, und die Wahrheit laut ſagt. Mit der Zeit ſehen ſo mehrere, obgleich der groſſe Haufen einmal von dem nicht abgeht, was ſo viele Hundert vor ihm geſagt und geglaubt haben.

Es iſt ſonderbar genug, daß mein Bruder an dem Cardan aus eben den Gründen, woraus er bisher für einen Atheiſten erklärt worden, den partheyiſchen Chriſten findet. Eben ſo gehts mit dem Büchlein: ineptus Religioſus, das man für das gottesläſterlichſte, was je wider die Religion erſchienen, verſchrien hatte: und es iſt doch weiter nichts, als eine plumpe Satyre auf die Syncretiſtiſchen Streitigkeiten unter den

Luthe-

Lutheranern in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Auſſer was in den damaligen kritiſchen Zeitſchriften davon geurtheilt worden, habe ich weder dafür noch dagegen etwas beſonders gedrukt gefunden. Ob dieſes Stillſchweigen ein Zeichen des Beyfalls oder des Mißfallens iſt, wird der Leſer ſich wohl am beſten beantworten können. Wer da aber ſagen kann, die Sache ſey es gar nicht werth, und intereſſire keinen Menſchen, der ſchließt freylich von ſich auf andre; aber zum Glük wird er finden, daß wenige ſo reel, wie er, denken.

Eine Abhandlung in dieſem Theile betrift den Charakter des Horaz, ſeines Freundes, ſeines Lehrers und ſeines Begleiters, wenigſtens damals, als er dieſe Rettungen ſchrieb. Voll von Bewundrung ſeiner mannigfachen dichtriſchen Gaben hörte

er

er ihn nicht gern der Feigheit und Unzucht zeihen. Die Erfahrung lehrt zwar, daß sich dieses alles zuweilen zusammen findet, aber man glaubt es nicht gleich aufs erste Wort: man forscht genauer darnach; und findet man denn die Unrichtigkeit, so müste man eines zu verwerflichen Charakters seyn, wenn man einen so verehrten und durchstudirten Dichter nicht gegen jedermann verfechtete; desto eifriger, je interessanter und unterrichtender er ist.

Die Veranlassung dazu gab Müllers *Einleitung* zur Kenntniß lateinischer Schriftsteller, in deren drittem Theile mein Bruder gar diese Beschuldigung mit den harten Worten: einer stinkenden Geilheit und unmässigen Unzucht nachgebetet fand. Vermuthlich hatte er auch einen Brief des Rektors zu Küstrin, Johann Friedrich Heydenhahns, an den Professor Nikolai zu

Frank-

Frankfurth geleſen, der Horazens Feigheit in deſſen ſiebenden Ode des zweyten Buchs zu finden glaubte. Ich weis zwar nicht, ob er vor oder nach Erſcheinung dieſer Vertheidigung herausgekommen. Rektor Heidenhahn erwehnt ihn nur in ſeiner Unterſuchung: ob Horaz von der ſchimpflich genommenen Flucht aus der Schlacht bey Philippis frey zu ſprechen ſey, welche auf zwey Bogen in Quart 1784, bey Gelegenheit einer daſigen Schulfeyer erſchienen, und Widerlegung meines Bruders ſeyn ſoll.

Er iſt zwar ein ſehr höflicher und ſich immer tief beugender Widerleger; aber ſein abgedroſchner Kunſtgriff, das, was hiſtoriſch bewieſen iſt, philoſophiſch bezweifeln zu ſuchen, ſcheint einen Denker zu verrathen, verräth aber nur einen Plauderer. Man erlaube mir nur eine Stelle anzuführen;

ren; nicht in der Absicht, was man von seiner Höflichkeit, sondern von seiner Gründlichkeit zu urtheilen habe. Herr Heydenhahn sagt auf der fünften Seite seiner angeführten Untersuchung, „daß Brutus kriegerische Eigenschaften in dem Horaz müsse entdeckt haben, die den Mangel an Ahnen und Vermögen ersetzen konnten, widrigenfalls er ihn nicht gleich Anfangs zur Würde eines Tribuns würde erhoben haben, wie Herr Lessing urtheilt, ist vielleicht wahrscheinlich, aber nicht gewiß. Brutus zog nach dem Berichte des Plutarchus alle junge Römer an sich, die sich Studirenshalber in Athen aufhielten, und gab ihnen Officierstellen unter seiner Armee. Werden diese aber wohl insgesamt einen entschiedenen Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunst besessen haben? Es kann seyn, es kann aber auch nicht seyn. Non

liquet. So viel iſt gewiß, daß der junge Horaz herzlich wenig von der Kriegskunſt verſtanden habe, weil er im zweyten Briefe des zweyten Buchs v. 46. offenherzig geſteht, daß er damals in derſelben rudis geweſen ſey. *) Wie kann man es auch von einem

*) Wenn es aus weiter nichts gewiß iſt, als aus den Verſen:

Dura ſed amovere loco me tempora grato,
Civilisque rudem belli tulit æſtus in arma
Cæſaris Auguſti non reſponſura lacertis.

daß Horaz von der Kriegskunſt nichts verſtanden haben ſoll, ſo iſt es nur ein Beweiß, daß Herr Heidenhahn unſchicklich conſtruirt hat, nehmlich civilis æſtus me rudem belli in arma tulit; da es doch natürlich heißt æſtus civilis belli me rudem in arma tulit. Nun kann man roh und unerfahren in der Kriegskunſt ſeyn, und doch große Anlage, auch große theoretiſche Kenntniß darinn beſitzen. Wer eigner Vollkommenheiten ſich bewußt iſt, mahlt ſeine Unvollkommenheit nicht ſo ängſtlich; macht einen ſtärkern

einem jungen Studenten anders vermuthen?“

Und nun höre man Herrn Wieland, in seiner Einleitung zum ersten Briefe des zweyten Buchs:

stärkern Pinselstrich, als nöthig; und kann man nicht auch rudis in andern Dingen seyn, und doch ein guter Soldat? Ich dächte, dergleichen Beyspiele fänden sich auch in unsern Tagen. Rudis bleibt ja hier unbestimmt, ob in der Kriegskunst oder andern Wissenschaften. Herr Wieland übersetzt es auch —

Aber harte Zeiten drängten mich von dem angenehmen Ort zu früh hinweg: die Flut des Bürgerkrieges riß den rohen Neuling mit sich fort in Waffen, die Cäsar Augusts stärkern Armen nicht gewachsen waren.

Vielleicht hat auch Horaz dieses rudis hier nur angebracht, um auf eine feine Art entschuldigt zu seyn, warum er die Waffen wider den August ergriffen.

„Man weiß nicht, wie Horaz als ein junger Mensch ohne Geburt und Vermögen, der sich Studirenswegen zu Athen aufhielt, und noch keine Proben von militärischen Fähigkeiten gegeben hatte, zu der Ehre kam, unter einem so großen Feldherrn, wie Brutus, Obrister einer Legion zu werden. Lessing schloß aber blos daraus, weil es geschah, sehr richtig, daß Brutus persönliche Eigenschaften an ihm müsse gesehen haben, die ihn eines solchen Postens würdig gemacht; und ich glaube, mit Schaftesbury nicht zu irren, wenn ich den Zug in dem kl[einern] Gedichte an sein Buch

me primis Vrbis Belli placuisse domiqu[e]

für eine Ahndung ansehe, daß er dem B[rutus] tus vorzüglich werth gewesen, und e[r] nähern Zutritts und vertrauten Umg[ang] von diesem großen Manne gewürdiget [wor]den. Allem Ansehen nach war es nich[t]

die Schönheit und feine Cultur seines Geistes, die ihn für Personen von ähnlicher Art zum angenehmsten Gesellschafter machte; sondern vornehmlich seine edle Art zu denken, sein Haß gegen die Tyranney und Eifer für die gute Sache der Republick, was ihm eine so ansehnliche, und, ohne dies, ganz unbegreifliche Unterscheidung vor tausend andern seines Alters und Standes bey den Häuptern der republikanischen Partey verdiente. Denn es fehlte ihnen damals an nichts weniger, als an jungen Männern von Familie und Vermögen, und es war gewiß nicht die Noth, die den Brutus zwang, bis zum Sohn eines Freygelassenen und Zollbedienten von Venusium herab zu steigen, um seine Legionen mit Befehlshabern zu versehen".

Er mag mir es vergeben, daß ich ihn neben Herrn Heidenhahn gebracht. Die

possier-

poſſierlichen ernſten Gegenfüßler aller gründlichen Unterſuchung, die, wenn ſie auch nichts Weſentliches dagegen wiſſen, doch immer ein non liquet für ihren eigenen Verſtand, und zu ihrem eignen Nachruhme, das letzte Wort haben, werden endlich von Männern von ausgemachten Verdienſten unabſichtlich und ſtillſchweigend widerlegt, ſo wie man das Unzweckmäßige und Ungereimte einer Hütte durch Hinbauung eines meiſterhaften Gebäudes am beſten entdeckt.

Rettung des Lemnius in acht Briefen

Erſter Brief.

An den Herrn P.

Schon ſeit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihren Aufſaz von den unglücklichen Dichtern wieder zurück ſchicken können, weil ich ihn gleich in den erſten Abenden durchgeleſen hatte. Allein ich glaubte dieſe Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug laſſen; wenigſtens nicht freundſchaftlich genug. Denn nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig der muß ſehr viel müßige Stunden haben, daß er ſich ſo gleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel geleſen haben; über alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermuthung ſowohl als die andre war mir ungelegen; mir, der ich ſo gerne immer beſchäftigt

ſchäftigt ſcheinen will; mir, der ich auf nichts aufmerkſamer bin, als auf die Geburten meiner Freunde. Ich würde alſo ganz gewiß Ihr Werk wenigſtens noch acht Tage auf meinem Tiſche haben raſten laſſen; doch Sie fordern es ſelbſt zurück, und hier iſt es. Nun? Aber ohne Beurtheilung, werden Sie ſagen? Als wenn Sie es nicht ſchon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit ſo etwas zufrieden ſeyn, das aufs höchſte einer Meinung ähnlich ſieht, ſo bin ich zu Ihren Dienſten. Sie zeigen eine ſehr weitläuftige Beleſenheit, die ich ſehr hoch ſchätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekoſtet hat, ſie zu zeigen. Gott weis, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragiſche Scenen ziehen Sie Ihren Leſern auf! Hier ſitzt einer in einer ewigen Finſterniß, und ſieht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebet; dort ſchmachtet einer auf einem Lager, das er ſeit Jahren nicht verlaſſen. Jener ſtirbt fern von ſeinem Vaterlande, und ſeinen Freunden unter Barbaren, zu welchen

ihn

ihn die Empfindlichkeit eines Großen verwieſen; dieſer in ſeiner Vaterſtadt, mitten unter den Bewundrern ſeiner Muſe, im Hoſpitale. Dort ſehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch, ihr Muſen! — — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderſpiel iſt, mit einem Teufel vom Weibe verheyrathet. Die moraliſchen Züge, welche Sie mit unterſtreuen, ſind gut; ich hätte aber gewünſcht, daß ſie häufiger wären, daß ſie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flöſſen, und in einem minder ſchulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klaſſen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche ſo zu reden die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil ſie unglücklich würden geweſen ſeyn, wenn ſie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre übeln Eigenſchaften unglücklich gemacht, und auch dieſe ſind nicht als unglückliche Dichter, ſondern als Böſewichter, oder wenigſtens als Thoren anzuſehen.

Die einzigen, die dieſen Namen verdienen, ſind diejenigen, welche eine unſchuldige Ausübung der Dichtkunſt, oder eine allzueifrige Beſchäftigung mit derſelben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeſchickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in dieſem Verſtande iſt ihre Anzahl ſehr klein. Ja ſie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit geſunden Augen, und nicht in einer ungewiſſen Ferne, durch das Vergröſſerungsglas ihrer eignen, mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Iſt es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther ſo bitter, ſo ausſchweifend, ſo verzweifelnd über ihre, in Vergleichung andrer, noch ſehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und ſie, die Armuth, iſt ſie denn etwa nur das Schickſal der Dichter, und nicht vielmehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, eben ſo viel will ich Ihnen arme Weltweiſe, arme Aerzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus dieſem Geſichtspunkte

alſo, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen rathen ſoll, Ihre Materie etwas aufmerkſamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weis nicht was für einen gewiſſen Stern zu erdichten, der ſich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Muſen zu tyranniſiren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald ſatt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichniſſe einen Mann ausgelaſſen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darinn verdienet; den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl?

Zweyter Brief.

An ebendenſelben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beywort, an deſſen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hätte, legen Sie mir in allem Ernſte zur Laſt? Ich

fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da sehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmal so zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderischen, den hoshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heissen. Aber sagen Sie mir doch, geben Sie ihm diese Benennungen, weil Sie seine Aufführung untersucht haben, oder weil sie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere, und muß also den armen Lemnius doppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Luther verfolgte, und muß sein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erstaunen; Luther und verfolgen, scheinen Ihnen zwey Begriffe zu seyn, die sich widersprechen. Geduld! Wann Sie wollen, so will ich Ihnen alles erzählen; und alsdann urtheilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um alles was heilig ist bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Luther steht bey mir in einer solchen Verehrung,

daß

daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind so gar für mich lehrreicher, als alle diese zusammen genommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen *). — —

*) So muß der sprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heucheley lobt.

Aus dieser letztern Quelle sind, leider ein großer Theil der uneingeschränkten Lobsprüche geflossen, die Luthern von unsern Theologen beygelegt werden.

Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzen, losen Geitze und Ehrgeitze man es nur allzuwohl anmerkt, daß sie im Grunde ihres Herzens, nichts weniger als mit Luthern zufrieden sind? die ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt, und den geistlichen Stand dem weltlichen Preis gegeben,

Zur Sache also! Lemnius, oder wie er auf Deutsch heißt, Lemichen, lag den Wissenschaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinn verband er eine gute Kenntniß der griechischen Sprache, welches damals noch etwas seltnes war. Sein muntrer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchtons, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegersohn des Melanchthons, befand sich damals auch in Wittenberg. Zwey gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden, und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendste Weise, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundschaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es dem Lemnius ein,

gegeben, da doch dieser so manche Jahrhunderte jenes Sklave gewesen? Anm. d. Verf.

ein, zwey Bücher lateiniſcher Sinnſchriften druken zu laſſen. Er ließ ſie alſo unter ſeinem Namen drucken; er ließ ſie in Wittenberg drucken, und brachte ſie vorher, wie ich es höchſt wahrſcheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Dieſe drey Umſtände, mein Herr, erwägen Sie wohl; ſie beweiſen ſchon ſo viel, daß Lemnius ein gut Gewiſſen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts anſtößiges darinn, wie es Sabinus dem Drucker verſicherte. Nunmehr wurden ſie bekannt gemacht; aber kaum waren ſie einige Tage in den Händen der Leſer geweſen, als Luther auf einmal ein entſetzliches Ungewitter wider ſie, und ihren Verfaſſer erregte. Und warum? Fand er etwa jene laſcivam verborum licentiam darinn? Dieſe wäre vielleicht zu entſchuldigen geweſen, weil ſie der Meiſter in dieſer Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß ſie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unſchuldigen Nächſten zu brandmahlen? Oder fand er gar ſeine eigene Perſon darinn beleidigt?

leidigt? Nein; alles das, weßwegen Sinnschriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darinn anzutreffen war; sondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnschriften das Anstößige sonst nicht ist: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrsamkeit war der Churfürst von Maynz Albrecht einer der vornehmsten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann sich ein Dichter sonst erkenntlich erzeigen, als mit seinen Versen? Er machte also deren eine ziemliche Menge zu seinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen, und als einen guten Regenten. Er nahm sich aber wohl in Acht, es nicht auf Luthers Unkosten zu thun, welcher an dem Albrecht einen Gegner hatte. Er gedachte seines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte, und begnügte sich, seine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, ob gleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleyen, an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholischen Prinzen, in Wittenberg, vor

seinem

seinem Angesichte zu loben, schien ihm ein unvergebliches Verbrechen *). Ich dichte diesem grossen Manne hierdurch nichts an, und berufe mich deswegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6ten Tome seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe, nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden; Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beyzubehalten scheinet. Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten, und brachte es in der ersten Hitze so gleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein

*) Es war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Pabstthums gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behäglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Pabstthum. Anmerk. d. Verf.

ein Poet eine furchtſame Kreatur iſt; und hier ſehe ich es auch. Lemnius erſchrak deſto heftiger, je unvermutheter dieſer Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falſche Beſchuldigungen wider ihn ſchmiedete, und das Luther die ganze Akademie mit ſeinem Eifer anſteckte; ſeine Freunde machten ihm Angſt, und prophezeyten ihm lauter Unglück, anſtatt ihm Muth einzuſprechen; ſeine Gönner waren erkaltet; ſeine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beſchimpfung, einer unverdienten Beſchimpfung zu entziehen, was ſollte er thun? Man rieth ihm zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht ſeiner guten Sache nachtheilig ſeyn werde. Er floh; er ward citirt; er erſchien nicht *); er ward verdammet;

*) Lemnius hätte, wie Alcibiades, den die Athenienſer zurückberiefen, um ſich gegen ſeine Ankläger zu vertheidigen, antworten können:

Ἐυηθες, τον ἐχοντα δικην ζητειν
ἀποφυγειν, ενον φυγειν.

Und

dammet; er ward erbittert; er fing an seine Verdammung zu verdienen, und that was er noch nicht gethan hatte; er vertheidigte sich, so bald er sich in Sicherheit sahe; er schimpfte; er schmähte; er lästerte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen?

Und als man den Alcibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (τη πατριδι) nicht zutraue, daß es gerecht seyn werde, antwortete er: auch meinem Mutterlande nicht (τη μητριδι) Wie leicht kann es nicht aus Irrthum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weisses greifen.

Zu der Nachricht, daß ihn seine Landesleute zu Tode verurtheilt, sprach er: wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben. Er ging zu den Lacedemoniern und erregte den Atheniensern den dekelikischen Krieg. Aelian. XIII. c. 38.

Dritter Brief.
An ebendenſelben.

Ehe ich fortfahre, ſoll ich Ihnen auf verſchiedene Punkte antworten. Wohl! der erſte iſt dieſer: Sie behaupten die Lobeserhebungen des Albrechts wären nicht das einzige geweſen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht; ſondern verſchiedne bittre Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das ihre dazu beygetragen. Sie berufen ſich dieſerwegen auf des Mattheſius und Luthers eignes Zeugniß. Allein wie ſchwer wird es Ihnen fallen, wenn ſie dieſe Anzüglichkeiten in den erſten zwey Büchern, von welchen allein jetzo die Rede iſt, werden erhärten ſollen! Wenn Lemnius ſpottet, ſo ſpottet er über die allergemeinſten Laſter und Thorheiten; er braucht niemals keine andre als poetiſche Namen; und das Beiſſende iſt ſein Fehler ſo wenig, daß ich ihm gar wohl einen ſtärkern Vorrath davon gewünſcht hätte; geſetzt auch,

daß

daß das Bischen Ehre dieſes oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte alſo kühnlich, daß Lemnius ſo wenig ein Verleumder iſt, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatiſten halten kann, welcher das Salz mit weit freygebigern Händen ausſtreuet, ohne ſich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. Aber hier ſind ſie ja, rufen Sie, die gottloſen Sinnſchriften, welche eine ſolche Ahndung gar wohl verdienten. Hat ſie nicht Schellhorn angeführt? Und ſollten Sie ſie nicht geleſen haben? — — — Ja, mein Herr, ich habe ſie geleſen; und dieſe eben ſind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwiderſprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man dem Lemnius machte. Martial bittet in der Vorrede zu ſeinen Sinnſchriften: abſit a jocorum noſtrorum ſimplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea ſcribat. — — Und daß ſie bey dem Geyer wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor dieſem Geſchmeiſſe keinen Einfall mehr haben dür-

fen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen anfangen; und zwar bey dem Midas. Der Rang geht nach den Ohren! Das Sinngedichte, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefehr dieses: Midas, spricht er, wann schon dein Haus auf Marmorseulen ruhte; wann du in deinen Kasten gleich venetianische Schätze verschlossen hättest; so bist du doch ungelehrt, und nichts besser als ein Bauer. Denn was du bist, kann der geringste aus dem Pöbel seyn. Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Verstand der Goldklumpen war; oder wohl gar, wenn es dergleichen schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinen Hofebauer vermengen würde, wenn ihm nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann! Was Graf? Hier ist ein ganz andrer gemeint. Der Dichter ist ein Majestätsschänder, und

meint niemand geringern, als den Churfürſten von Sachſen. — — Wen? den großmüthigen Johann Friedrich? Wie iſt das möglich? — — Möglich, oder nicht; kurz es iſt klar; leſen Sie doch nur das Original:

In Midam

Extent marmoreis tibi ſplendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi ſerviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba ſoli;
Multaque florentes paſcant armenta per agros,
Tondeat et teneros ruſtica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es ruſticus idem;
Id quod es, e populo quilibet eſſe poteſt.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Churfürſt von Sachſen gemeint iſt? O, Sie ſind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile

Aurifer et nitidis tibi ſerviat Albis arenis,

iſt nicht umſonſt. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieſer Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich, in dieſem Tone länger fort-

zufahren. Im Ernſte alſo: kann eine Beſchuldigung boshafter und zugleich ungegründeter ſeyn? Von allen den übrigen Sinnſchriften, die man ihm zur Laſt legt, werde ich ein gleiches ſagen müſſen. Er ſchildert einen Thraſo, welcher nicht eher Muth hat, als bis er ihn aus den Gläſern in ſich gegoſſen: und das ſoll der Commendant in Wittenberg ſeyn. Er mahlet einen Rabuliſten ab, deſſen nichts bedeutendes Gewäſche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer ſollen folgende Zeilen gehn:

Cur vires ſemper communia balnea dicam,
Quod ſis nigra ſcio, quod ſcabioſa puto.

Und was iſt gleichwohl klärer, als daß dieſes ein Frauenzimmer ſeyn muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterſchied zugleich beſuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine chriſtliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir alſo, mein Herr, daß

ich

ich die übrigen Vorwürfe von dieſer Art übergehe; und ſuchen Sie, wenn Sie können, in den erſten zwey Büchern ſtärkre und der Wahrheit gemäſſere Beyſpiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren keine; ſo ſeyn Sie gelehrig, und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwan einwenden: Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielt haben, ob es uns gleich jetzt, wegen Entfernung der Zeit, und aus Mangel gewiſſer kleinen Nachrichten, unmerklich wäre; genug daß doch damals ſeine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugniſſe der Zeitverwandten ſehen könne. — — — Ich will mich dieſes zu widerlegen nicht dabey aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satyre hernehmen könnte; ſondern ich will mich gleich zu dem Zeugniſſe ſelbſt wenden, auf welches Sie ſich berufen. Laſſen Sie uns alſo die Stelle aus des Mattheſius Predigten über das Leben unſers Luthers näher betrachten. Hier iſt ſie; „Im 38 Jar thet ſich herfür ein „Poetaſter, Simon Lemchen genant: der

„fing an, viel guter Leut mit ſchendlichen „und leſterlichen Verſen zu ſchmehen, und „die groſſen Verfolger des Evangelii mit „ſeiner Poeterey zu preiſen, auch unſern „Doctor in ſeiner Krankheit zu verhöh„nen dazu ihm groſſer Leut Verwandten „halffen, daß ſolche Schmehſchriften ge„druckt, und heimlich ausgeſtreuet wur„den, wie auch dieſer Lemnius hernach „eine Riſtaniſche und greuliche Leſter„ſchrift, die er den Hurenkrieg nennet, „dem heiligen Eheſtand und der Kirchen„diener Ehe, und viel erbaren Frauen zu „Unehren lies ausgehen ꝛc.“ Als Prediger, bin ich hier mit dem guten Mattheſius recht wohl zufrieden, aber als Geſchichtſchreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er ſagt: Lemnius habe Luthern in ſeiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den erſten zwey Büchern die geringſte Spur davon? Suchen Sie ſo viel Sie wollen! Mattheſius begeht hier ein

Hyſteron-

Hysteronproteron, welches gar nicht fein ist. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Bösen gedacht, als bis er es an ihm erhohlte. Das Sinngedichte, auf welches Mattheſius hier zielt, ſtehet in dem dritten Buche, in welchem freylich ſehr viel nichtswürdige Sachen ſtehen, die aber durchaus nicht zur Urſache ſeiner Verdammung können gemacht werden, weil er ſie erſt nach derſelben den beyden erſten Büchern beyfügte. Es iſt zwar ſo ſchmutzig und ſo niederträchtig, daß ich mich mehr, als die beyden erſten Zeilen, welches folgende ſind:

In M. Lutherum

Ipſe dyſenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas evenit illa tibi etc.

anzuführen ſcheue: wann es aber auch noch ſchmutziger noch niederträchtiger wäre, ſo würde es dennoch dem Mattheſius ſehr übel zu nehmen ſeyn, daß er den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falſchheiten ſeine Zuflucht nimt, und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Ge-

müths war. Da er ſich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die ſchändlichen und läſterlichen Verſe auf viel gute Leute, nicht eben ſo erdichtet, wenigſtens zu früh vorweg genommen ſeyn, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und ſie ſind es auch allerdings, weil, was ich ſchon mehr als einmal geſagt habe, in den ganzen beyden erſten Büchern keine Spur davon anzutreffen iſt. Es bleibt alſo auch in dieſem Zeugniſſe dem **Lemnius** weiter nichts zur Laſt, als daß er, wie **Mattheſius** ſagt, **die groſſen Verfolger des Evangelii mit ſeiner Poeterey geprieſen hat.** Aber auch das iſt nicht eigentlich wahr, weil er den Churfürſten Albrecht zwar lobt, aber ſtets bloß als einen Beförderer der Wiſſenſchaften und als einen Beſchüzer der Gelehrten, welches auch **Erasmus** und **Hutten** gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden, reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weiten, ſo viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf ſeine

Liebe

Liebe gegen die alte Religion zielt — — Auf Ihren erſten Einwurf, mein Herr, glaubte ich Ihnen alſo genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweyten zu beantworten, allein ich will es lieber verſparen und Sie argwohnen laſſen, daß ich nicht ſogleich etwas dagegen erwiedern könnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerkſamkeit ſchwächen.

Vierter Brief.

An ebendenſelben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweyten Einwurf ſchuldig. Sie behaupten, Lemnius habe ſeine Sinnſchriften verſtohlner Weiſe drucken laſſen; ich hingegen habe geſagt, es ſey höchſt wahrſcheinlich, daß er ſie dem Melanchthon vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen ſich auf ein Schreiben des letztern an den Churfürſten, deſſen Innhalt Seckendorf

anführt; und ich bin kühn genug, eben dieſes Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon ſchreibt alſo an den Churfürſten, welchem ohne Zweifel Luther dieſe Kleinigkeit auf der allerſchwärzeſten Seite vorgeſtellt hatte: „Was „er dabey verſehen habe, ſey ohne Vorſatz ge„ſchehen; Lemnius habe ihm für ſeine erwie„ſene Wohlthaten ſchlecht gedankt, und ihn ſelbſt „an zwey Stellen ſehr ſchimpflich durchgezogen. „Er habe die Sinnſchriften nicht eher zu ſehen „bekommen, als da ſie ſchon abgedruckt geweſen. „Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privatper„ſonen darinn gefunden, habe er dem Verfaſſer „ſogleich Stubenarreſt ankündigen laſſen, und „ſey willens geweſen, ihn zu relegiren. Als er „den Tag darauf gar verſchiedenes angetroffen, „was dem Churfürſten und Landgrafen zur Ver„kleinerung gereiche, habe er ihn wollen in Ver„haft nehmen laſſen. Lemnius aber ſey ihm „mit der Flucht zuvor gekommen; man habe ihn „öffentlich vorgeladen, und ihn endlich, weil er „nicht erſchienen, mit Schimpf von der hohen

„Schule

„Schule verbannt. Er bitte alſo den Churfür-
„ſten, es ihm nicht übel zu deuten, daß er we-
„gen der vielen akademiſchen Geſchäfte, die
„Sinnſchriften des Lemnius nicht gleich durch-
„geleſen, und das, was der Ehre des Churfür-
„ſten darinn nachtheilig ſey, nicht gleich gefun-
„den habe. Man ſolle es ihm nicht zurechnen,
„daß ſein Schwiegerſohn, wie man vorgebe, dem
„Drucker die Sinnſchriften zu drucken angera-
„then, und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß
„ſie von ihm, dem Melanchthon, gebilliget
„wären“ — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieſes nicht vollkommen, wie das Gewäſche eines Mannes, der ſich gedrungen entſchuldiget, und eigentlich nicht weis, was er ſagen ſoll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthons nicht lang ſchildern; Sie kennen ihn ſo gut als ich. — — Ein ſanftmüthiger, ehrlicher Mann, der mit ſich anfangen ließ was man wollte, und den beſonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünſchte. Sein Feuer verhielt ſich zu Luthers Feuer, wie

Luthers

Luthers Gelehrſamkeit zu ſeiner Gelehrſamkeit. Nach ſeiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frey bekannt haben, daß er in den Sinnſchriften des Lemnius nichts anſtößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darinn finden ſollte. Er hatte von der Einſicht ſeines Freundes ſo hohe Begriffe, daß ſo oft ſein Verſtand mit Luthers Verſtande in Colliſion gerieth, er den ſeinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger, als ſeine eigene. Sie ſehen es hier. Er ließ ſich nicht allein Schmähungen wider ſeinen Landsherrn in den unſchuldigen Sinnſchriften von ihm weiſen, ſondern ließ ſich ſogar überreden, daß Lemnius auch ihn ſelbſt nicht verſchonet habe. Nun aber biete ich die ſcharfſichtigſten Augen auf, mir dieſe zwey Stellen nur mit der allergeringſten Wahrſcheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl, und finde es auf den meiſten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers

die

die giftigſten Spöttereyen ausſtrömet. Er ſchiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil ſie doch auf jemanden muß geſchoben ſeyn. Wer aber kann ſich wohl einbilden, daß dieſer ſeinem Schwiegervater einen ſo übeln Dienſt habe leiſten wollen? Wenigſtens, wenn er es gethan hat, ſo muß man ihm ſo viel Rechtſchaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnſchriften ſeines Freundes für etwas unſchuldiges angeſehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen ſeyn könne. Und auch alsdann habe ich ſchon viel gewonnen. Eben ſo unſchuldig als ſie dem Sabinus geſchienen, eben ſo unſchuldig haben ſie auch dem Melanchthon ſcheinen können; und er ſelbſt iſt es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bey dem Churfürſten bittet, daß er das Anſtößige darinn nicht ſogleich wahrgenommen: O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange ſuchen muß, da iſt es ſelten in der That anzutreffen! Doch ich beſinne mich, daß ich einmal recht freygebig mit Ihnen verfahren will.

Wenn

Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthons gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Diesem, und nicht dem Lemnius, ist die Uebergehung der Censur zuzuschreiben. Diesen strafe man, wenn anders, es sey nun durch seine Bosheit oder durch seine Nachläßigkeit, ein strafbares Buch zum Vorschein gekommen ist. Ich sage mit Fleis ein strafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigsten, ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig das Vertheidigen wird mir sauer, wenn ich etwas allzuleichtes zu vertheidigen habe.

Fünfter Brief.
An ebendenſelben.

Ich kann alſo in meiner Erzehlung fortfahren? — — Ich ſchloß meinen zweyten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn dieſe Flucht meineidig gemacht hat, und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademiſcher Bürger geleiſtet, ſein Urthel hätte abwarten ſollen. Wenn ich augenſcheinlich ſehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit verſagen werden, ſo entfliehe ich nicht meinen Richtern, ſondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie; ſeine blinde Hitze ging ſo weit, daß er ſich nicht ſcheute, in einer öffentlichen an die Kirchthüren angeſchlagenen Schrift zu behaupten; der flüchtige Bube, wie er den Lemnius nennt, würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verlohren haben. Den Kopf?

und warum? Wegen einiger elenden Spöttereyen, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten? Ist das erhört? Und wie hat Luther sagen können, daß ein Paar satyrische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären; er der auf gekrönte Häupter nicht stichelte, sondern schimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatisten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will seine Niederträchtigkeiten eben so wenig wiederhohlen, als des Lemnius seine. So viel aber muß ich sagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das ist Luther hier gegen den Churfürsten von Maynz. — — — Gott, was für eine schreckliche Lection für unsern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache, auch den redlichsten, den heiligsten Mann! Aber, war ein minder heftiges Gemüthe geschickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Lassen Sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weis! — — Diese gedachte Schrift des

Luthers

Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeschlagen, und zog seine öffentlichen, gerichtlichen Vorladungen nach sich. Der Herr Professor Kappe hat sie uns in dem dritten Theil seiner Nachlese aus einer Handschrift mitgetheilt. Sie sind werth, gelesen zu werden, und ein Paar Anmerkungen, die ich sogleich darüber machen will, werden Ihnen Lust dazu erwecken. Die erste ist diese: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darinn bestehen, daß er in seinen giftigen Versen viel ehrliche Leute von allerley Stande angegriffen habe. Es ist bekannt, daß damals Melanchthon alle akademische Anschläge besorgte, und auch in diesem ist seine bekannte Behutsamkeit deutlich zu spüren. Er gedenkt der Lobsprüche des Churfürsten Albrechts, derentwegen Luther das meiste Lermen machte, mit keinem Worte. Noch vielweniger sagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetastet habe. Zu beyden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen; und dieses stand nicht zu erweisen. Meine zweyte Anmerkung

der ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwey erſten ſchreiben, und alſo zur Urſache der Verbannung machen. Der Herr Prof. Kappe beſchreibet in dem vierten Theile des angezognen Werks, beyde Ausgaben ſehr ſorgfältig; und ich verweiſe Sie dahin, um mich bey bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm ſagen muß, was ich von dem Herrn Vogt geſagt habe. Von der Apologie des Lennius, welche nach dem dritten Buche heraus kam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil ſie Ihnen ſchon aus dem Schellhorn genugſam bekannt iſt. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matheſius nennt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon ſagen werde, durchaus neu ſeyn wird, weil Herr Freytag und andre Bücherkenner einmüthig geſtehen, daß von dieſer Schrift, wovon ſie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wiſſen, überall ein tiefes Stillſchweigen ſey — — Spitzen Sie ſich aber nur nicht umſonſt, mein Herr. Ich werde Sie auf dieſes

Konfeet

Konfect noch acht Tage warten laſſen, und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum ſoll ich dieſen ledig laſſen? — — Will mir denn geſchwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch ſagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrift. Dieſe zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem ſine grammatica genennt hat. O ich bitte Sie, laſſen Sie dieſen Einfall nicht ins Vergeſſen gerathen; er iſt allzuartig, und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Beſinnen Sie ſich, wie mir vor einem Jahre über die Herren * * und * * lachten, wann ſie mitten in ihrem oratoriſchen Feuer, bey Wendungen, die eines Cicero werth waren, den Donat vergeſſen zu haben ſchienen. Eine Maulſchelle, die der gute Priscian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulſchelle im Cid geärgert hat. Erlauben Sie mir alſo, wenn ich dieſer Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen ſollte, daß ich

den einen den — — ſchen, und den andern den — — ſchen oratorem ſine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu ſchlieſſen, wenn ich meinen gehorſamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will.

Sechſter Brief.

An ebendenſelben.

Es iſt mir lieb, daß Sie ſich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem ſo genannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es iſt unwiderſprechlich, daß ſeine Seltenheit auſſerordentlich iſt, und daß man nichts davon weis, als das wenige, was Mattheſius davon ſagt. Lemnius drohte, am Ende ſeiner Apologie, im Voraus damit, und verſprach die Greuel des wollüſtigen Wittenbergs auf das ſchrecklichſte darinn aufzudecken. Er verſicherte, daß er ſehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit ſeines Aufenthalts in Wittenberg vielen

vielen Gesellschaften beygewohnet, in welchen er von dem und jenem dieses und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geschwätze akademischer Wüstlinge, welche ohne Zweifel seine Gesellschafter waren, eine schlechte Quelle der Wahrheit ist. Doch was bekümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte bloß seine Widersacher verhaßt zu machen, und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumessen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wann er sich nicht zu rächen gesucht, sondern in seine eigne Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen ist es gegeben, so großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter diese wenigen? Selbst Horaz, der sich gelassene Horaz, sagt: Dem sey der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt ſich womit er kann; der Wolf mit den Zähnen; der Ochſe mit den Hörnern; und die Natur ſelbſt lehrt es ſie. Der erzürnte Cervius droht mit Geſetz und Urtheln, und die feindſelige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, ſuſpectos ceterat.

Soll der arme Dichter nur allein ſeine Waffen nicht brauchen? Und ſind die mit Geißeln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was ſie noch ein wenig in Anſehen erhält? Noch beſſer würde es um ſie ſtehen, wann das Lycambiſche Geheimniß nicht verloren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden ſo weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! meine Herrn Thoren, ich wollte alsdann den Wald ſehen, in welchem nicht ein jeder Baum wenigſtens einen von ihnen hätte reif werden laſſen!

— — — — In malos aſperrimus
Parata tella cornua;

dachte also auch Lemnius, und wer weis ob wir nicht auch beyde eben so gedacht hätten? Lassen Sie uns auf keine Tugend stolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Mensch ist ein Mensch; und ein beleidigter Poet ist es gedoppelt. Die Rache ist süsse, und Sie sollen es gleich an einem kleinen Exempel sehen. Ich will hier meinen Brief schliessen, und Sie noch acht Tage auf meine Anekdoten warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch Ihre Mademoiselle Schwester schon dreymal acht Tage vergebens auf ihren Besuch warten lassen. Aber, werden Sie sagen, was geht mich meine Schwester an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebender Brief.
An ebendenſelben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger ſind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögerung mit der andern vergelten? Sie aber beſtrafen meine Neckerey durch die boshafteſte Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich laſſe Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schweſter auf ihren Beſuch warten läßt. Ein artig Kompliment! ſetzen Sie hinzu, und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie dieſe Anmerkung nicht bey ſich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichern Spöttereyen deswegen ausſetzen; So ſehen Sie ſich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufſchube vorzubauen, und Ihre ſchon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu ſichern. Wenn das iſt; ſo mag es ſeyn. Es wird mir ohnedem zur Laſt,

eine

eine besondre Nachricht länger allein zu wissen, und Sie würden sie nunmehr lesen müssen, wenn Sie auch keine Lust dazu hätten — — Unser Hurenkrieg also ist eine kleine Schrift in Octav auf drey Bogen, und hat folgende Aufschrift: Lutii Pisaei Iuvenalis Monachopornomachia. Wo und wann sie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel stehen, angemerkt. Schon hieraus sehen Sie, daß sie Mattheſius selbst vielleicht nicht gesehen hat, weil er sie schlechtweg den Hurenkrieg nennet, anstatt daß er sie den Mönchshurenkrieg hätte nennen sollen. Diese Aufschrift, sollte ich meinen, und der Zusatz des Mattheſius, daß es eine Schandschrift wider den heiligen Ehestand, und besonders wider die Ehe der Priester sey, wird Ihnen den Innhalt ungefehr errathen lassen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefehr auf den Ton und den Ausdruck werden schlieſſen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet ist, könnte schwerlich

lich giftiger seyn: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf, den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er sich anmaßlicher Weise gemischt habe, diesen, sage ich, hat Lemnius in seiner Apologie nach seiner Art bewiesen, durch ein Paar schändliche Erzählungen nehmlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen scheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Luther durch eine gewisse sträfliche Handlung zu dem bekannten Sprüchworte: Hier liegt der Hund begraben, Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begrif davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage eine Art, und noch dazu

eine

eine der allerſchlechteſten Arten: oder ſollte ich ſie nicht vielmehr einen Miſchmaſch unzüchtiger Geſpräche nennen, die ungefehr den Schein einer Verbindung haben? Die Perſonen, welche darinn aufgeführt werden, ſind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbothner Ehen, Luther, Jonas, Spalatin, die Weiber dieſer drey Männer, Cotta, Elſa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verſchiedne Liebhaber der benannten drey Matronen und andre Nebenperſonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein Paar Chören hat fehlen laſſen. Die Handlung läuft ungefehr dahinaus: Anfangs ſucht ſich Luther von ſeiner Käthe, die er ſchon im Kloſter unter Verſprechung der Ehe ſoll gebraucht haben, auf alle mögliche Art los zu machen. Doch da er eben am eifrigſten daran arbeitet, und ſchon im Begrif iſt, eine andre zu heyrathen, kömmt ihm ſeine alte Liebſte aus dem Kloſter über den Hals, und weis ihn ſo feſte zu faſſen, daß er ſie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als ſeine Freunde Jonas und Spalatin dieſes ſehen, wollen ſie

ihn

ihn in der Schande nicht allein ſtecken laſſen, ſondern nehmen ein jeder eine von den geiſtlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloſter mit gebracht hatte. Doch alle dreye finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, ſo daß ſie ſich nothwendig auf auswärtige Koſt befleißigen müſſen. Hier findet Lemnius Gelegenheit, die Frau des Spalatin fein mit dem Worte Spado ſpielen zu laſſen, und durchaus ſolche Dinge anzubringen, welche Aergerniß und Ekel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildſeule des Priapus ſollen geſtanden haben, ſind bey weiten nicht ſo ſchmutzig, und ungleich ſinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuthen, etwas daraus anzuführen: damit Sie aber doch nur einigermaßen urtheilen können, ſo will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abſchreiben. Wann ſie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, ſo bedenken Sie nur, daß ſie aus einer, mit dem Herrn Janotzky zu reden, ganz entſetzlich raren Schrift genommen

men iſt, vielleicht gefällt ſie Ihnen alsdann beſſer. Denn an dem raren, mein Gott! muß doch wohl etwas ſeyn.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et cauſa Lutherae tumultus,
O et Saxonicae perfide Praeſes aquae,
Qui regis indoctum fallax ſine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus.
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium ſubjicis ipſe tuum,
Qui vacuos culpa damnas, ſolvisque nocentes,
Quique reos falſa judicis arte premis,
Perſequerisque pios inſigni fraude poetas,
Et qui caſtalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulaſti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu.
Cujus et auſpiciis ſudarunt ſanguine foſſae,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arſerunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum:
Si tibi paulisper ceſſant convitia linguae
Et vacat a cunno mentula fotte tua,
Accipe non laeto precor haec mea carmina vultu,
Quosque dedit luſus Pieris ipſa lege.

Triſtia

Triſtia cum dederint noſtrae ſolatia Muſae,
Et poterint verſus diſplicuiſſe mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina noſces,
Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo überlaſſen, alle dieſe Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wann er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterſtützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abſcheu gegen ſolch liederliches Zeug zu bezeugen, und zu verſichern, daß dieſes noch das allerzüchtigſte iſt, was ich aus den ganzen drey Bogen habe ausſuchen können. Es iſt aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Anſehung des Endes noch mit Recht ſagen könnte:

Deſinit in piſcem mulier formoſa ſuperne.

Dieſes Ende iſt ein Chor von Babyloniern, und fängt ſich folgender Geſtalt an:

Luſus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Apelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu feſtum vocites tibi lupercal

Seu

Seu floralia, quae semel Catoni
Olim visa fuere — — —

Doch ich komme wieder in das Abschreiben, und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir diese Mühe gebe; ich habe nur immer bloß ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieser Stelle wird noch ein gewisser Valens von Bibra, als der Liebhaber der Räthe, eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tischgenosse, wenigstens ein Hausgenosse des Luthers gewesen ist, von welchem, wenn ich nicht irre, Götz eine historische Dissertation geschrieben hat. Ich habe sie zwar vor langer Zeit einmal gelesen, ich kann mich aber nicht besinnen, diesen Namen darinn bemerkt zu haben. Ey! ey! wie wird die gute Räthe geschmäht haben! Man sagt ihr ohnedem nach, daß sie ein wenig stolz und unleidlich gewesen sey. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unser gemeinschaftlicher Freund, Herr B * *. Die Freude über einen so seltnen Besuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausschreiben kann. Ich habe

alles vergeſſen. Tröſten Sie ſich nur; es wird nicht viel beſonders geweſen ſeyn. Wir empfehlen uns beyde Ihrer Freundſchaft. O wie wollen wir ſchwatzen! Leben Sie wohl.

Achter Brief.

An ebendenſelben.

Sie hatten Ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geſchichte der Catharina von Bora beygelegt; und ich merke gar wohl, warum. Der Schluß meines vorigen Schreibens iſt Ihnen anſtößig geweſen, und Sie haben das Andenken dieſer rechtſchafnen Frau bey mir nicht beſſer zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, ſo muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieſes Werks den verbindlichſten Dank abſtatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabey gefunden habe. Und nothwendig muß es allen denjenigen ſehr angenehm

ſeyn,

seyn, welche auch Kleinigkeiten und häußliche Umstände von großen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein grösseres Licht werfen, als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntniß ich Ihnen schon mehr als einmal gethan, gehört in der That unter die großen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten auf welcher man will; und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bey den größten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Catharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzuviele und allzuschimpfliche Macht gehabt haben, wann er das lüderlichste Weibsbild so zärtlich geliebt hätte, als er in der That seine Frau geliebt hat. Wegen ihrer Herrschsucht ist ihr Gedächtniß am meisten angefeindet worden, und ich selbst kann sie noch nicht recht davon frey sprechen, ob ich gleich be-

kenne, daß Herr Walch alles gesagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung sagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt gewesen. Dieses Zeugniß schreibt sich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unsers Luthers nicht gehört, von dem Heinrich Stephan nehmlich, unter dessen Gedichten man ein Epigramm findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verspottung des unter der Herrschaft seiner Frau stehenden Reformators seyn solle. Ich wollte wünschen, daß es ihm bekannt gewesen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein; Ihnen, dessen Einbildungskraft immer gegenwärtig ist. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui *Katharina* mariti,
Nec vanum titulum quem gerit, esse docet.

Sed

Sed contra, ejus habent haec quantum *verbera pondus*,
Tantum verba sui pondus habere viri.

Ich dringe hier auf dreyerley. Erſtlich iſt es bekannt, daß Luther ſeine Frau nicht nur ſeine Dominam, ſondern wohl gar im Scherze ſeinen Dominum genennet hat. Zweytens, hätte Stephan nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, ſo wüßte ich nicht, warum er gleichwohl dieſen Namen gebraucht, da er ſonſt durchgängig in ſeinen Sinnſchriften lateiniſche Namen, und ſonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens, auf wen kann der Schluß: „ſo viel Nachdruck die Schläge der „Frau hatten, ſo viel Nachdruck hatten die Worte „des Mannes,“ beſſer gedeutet werden, als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf dieſe drey Puncte etwas zu antworten wiſſen, ſo thun Sie es bey Zeiten; denn wahrhaftig ich bin es nunmehr bald ſatt, Ihnen von nichts als von Luthern, und von Dingen, die Luthern angehen, zu ſchreiben.

Meine Nachricht vom Lemnius können Sie in Ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es verſteht ſich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derſelben zu füllen, dürfen Sie nur nachſchlagen, was auſſer den angeführten Schriftſtellern, Simmler, Cruſius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons, Wimmerus in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius von ihm haben. Ich bin ꝛc. W**. 1752.

Rettung
des
Cochläus
aber nur
in einer Kleinigkeit

Rettung des Cochläus.

Ich gestehe es ganz gerne, daß Cochläus ein Mann ist, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abscheu denken kann. Er hat sich gegen unsern Vater der gereinigtern Lehre, nicht als einen wahrheitliebenden Gegner, sondern als einen unsinnigen Lästerer, erwiesen; er hat von 1521 bis 1550 fast kein Jahr verstreichen lassen, ohne eine Schmähschrift wider ihn an den Tag zu bringen, welche alle von den römischen Glaubensgenossen als Evangelia aufgenommen wurden. Verfälschungen, Lügen, Schimpfworte, Flüche waren seine einzigen Waffen, welche der Aberglaube heiligte, so ungerecht sie auch waren. Ich habe daher lange Zeit bey mir angestanden,

ob er wohl etwas beßres verdiene, als daß man mit Gegenverleumdungen wider ihn verfahre. Man würde ihm, wenn man es auch noch so arg machte, dennoch nicht so viel Unrecht thun können, als er Luthern gethan hat.

Doch endlich überlegte ich auch auf der andern Seite, daß man dadurch, so gut als er, einen Mangel an Gründen, die keines falschen Zusatzes benöthiget sind, verrathen würde; daß durch eine ungezwungene Aufrichtigkeit sich sein Ansehen sicherer untergraben ließe, als durch ihm abgelernte Ränke; und kurz, daß man auch dem Teufel nicht zu viel thun müsse. Dieser Ueberlegung habe ich es also zuzuschreiben, daß ich mich folgendes aufzusetzen habe überwinden können.

Unter den Vorwürfen, welche die Katholiken uns wegen der Reformation zu machen pflegen, ist derjenige keiner von den geringsten, den sie von den vorgeblichen veranlassenden Ursachen hernehmen. Dieses Werk, sagen sie, ward gar und gar nicht aus einem heiligen Eifer angefa-

gen; der Neid war die Triebfeder. Es verdroß Luthern, daß man seinem Orden den Ablaßkrahm entzogen, und ihn den Dominikanern gegeben hatte.

Es haben verschiedne Gelehrte unsrer Kirche diese Beschuldigung hinlänglich beantwortet. Hunnius, Seckendorf, Möller scheinen alles gesagt zu haben, was man darauf sagen kann. Weil sie es aber nur mit wenig Worten gethan haben, so hat es Herr D. Kraft vor einiger Zeit für werth gehalten, sich umständlicher darüber einzulassen. Er vertheidigte daher, im Jahr 1749, als er sich noch in Göttingen befand, eine Streitschrift de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam disputante. Diese Arbeit ward sehr wohl aufgenommen, so gar, daß man auch einige Jahre darauf eine freye Uebersetzung, unter dem Titel: die gerettete Ehre des seel. D. Martin Luthers, davon besorgte. Man kann ihr auch in der That, wenn man billig seyn will, ihr Lob nicht entziehen; das Hauptwerk was er beweisen wollen,

wollen, hat er glücklich bewieſen, und nur über einen einzigen Umſtand dabei, habe ich meine Anmerkung zu machen. Herr D. Kraft will nehmlich, daß Cochläus der allererſte Erfinder obgedachter Verläumdung ſey, und daß vor ihm auch Luthers allerärgſten Feinde nicht daran gedacht hätten.

Wir wollen ſeine eigne Worte hören, die ich aus dem vierzehnten Paragraph der deutſchen Ueberſetzung nehme. „Wir ſetzen aber, heißt es „daſelbſt, den allgemeinen Grund voraus, wel„cher allerdings ein groſſes Gewicht hat, daß alle „Schriftſteller, welche zu Luthers Zeiten gelebt, „nicht ein Wort von dieſer Zundthigung gedacht „haben. Es iſt nicht einmal nöthig, daß wir „uns auf die berühmten Männer, welche ſich „eine allgemeine Hochachtung erworben haben, „beziehen, nehmlich den Schleidan, Thuan, „Guicciardini; oder daß wir diejenigen anfüh„ren, welche ſich noch ziemlich unpartheyiſch und „aufrichtig bewieſen, nehmlich den Jovius, Al„phonſus a Caſtro, Ferron, Surius ꝛc. als

„die

„die insgesamt Luthers Aufstand aus andern „Quellen herleiten, und von dieser Anschuldi„gung nichts wissen; sondern wir wollen uns, „ohne alles Bedenken, auf die Schriften der „giftigsten Feinde Luthers berufen, welche den „möglichsten Fleiß angewandt, alles mit vieler „Bitterkeit zu sammeln und drucken zu lassen, „was ihre Raserey wider ihn Verdächtiges und „Lächerliches nur aussinnen können. Es ist die„ser Umstand wahrhaftig nicht obenhin anzuse„hen, daß unter allen diesen Verfechtern, welche „vom Jahre 1517 bis an den Tod Luthers 1546, „ihm mündlich und schriftlich einen Rang abzu„laufen gesucht, auch nicht einmal in dem ersten „Treffen, als von dem Ablaß allein, und von „den Ursachen des angefangnen Streits eigent„lich die Rede war, nicht ein einziger so unver„schämt gewesen, daß er diesen Bewegungs„grund angegeben, und Luthern eines solchen „Neides beschuldiget hätte, dergleichen ihm nach „der Zeit zur Last gelegt worden. — — Coch„läus selbst, der unglückliche Erfinder dieser „Fabel

„Fabel, hat in den Schriften, die er dem noch „lebenden Luther entgegen gesetzt, davon nicht „einmal gelallt; sondern ist erst, (§. 4.) nach „dessen Tode, in dem Verzeichnisse der Tha„ten und Schriften Martin Luthers in „Sachsen, damit hervor gerückt ꝛc.“

In dieser Stelle also, welche dem Herrn D. Kraft einer von den allgemeinen Beweisgründen ist, warum die Beschuldigung, daß Luther die Reformation aus Neid angefangen, erdichtet sey; behauptet er mit ausdrücklichen Worten, I. daß Cochläus, und folglich ein Mann ohne Treu und Glaube, sie zuerst vorgebracht habe, und daß II. in den Jahren von 1517 bis 1546 von keinem Menschen jemals sey daran gedacht worden.

Doch beydes, mit Erlaubniß des Herrn Doktors, ist falsch. Ich kenne ein Zeugniß, welches sich von einem andern, als vom Cochläus, herschreibt, und gleich in den ersten Jahren ist abgelegt worden. Hier ist es: Habes primam, sagt mein Schriftsteller, nachdem er den Ursprung

der

der Lutheriſchen Unruhen erzehlt, hujus Tragoediae ſcenam, quam Monachorum odiis debemus. Dum enim Auguſtinenſis invidet Dominicano, et Dominicanus viciſſim Auguſtinenſi, atque hi etiam Franciſcanis, quid quaeſo poterimus praeter graviſſima diſſidia ſperare?

Wirft dieſe Stelle, wenn anders die Umſtände wahr ſind, die ich davon vorgegeben habe, nicht alles, was Herr Kraft in den vorigen behauptet hat, auf einmal über den Haufen? Ich ſollte es meinen.

Allein iſt es auch ganz gewiß, daß Cochläus nicht Urheber davon iſt? Ganz gewiß. Ihr Urheber iſt Alphonſus Valdeſius. Iſt es auch ganz gewiß, daß ſie in den Jahren von 1517 bis 1546 geſchrieben worden? Auch dieſes iſt ganz gewiß. Sie ward den 31 Auguſt 1529 geſchrieben.

Wer iſt denn aber dieſer Alphonſus Valdeſius? — — Ich will es ganz gerne glauben, daß ich auch denen, die in der Reformationsgeſchichte noch ſowohl bewandert ſind, einen ganz unbe-

unbekannten Namen genennt habe. Einen Johann Valdesius der in Neapolis den ersten Saamen des Lutherthums ausgestreuet hat, werden sie wohl kennen; allein von einem Alphonsus dieses Namens, ist überall das tiefste Stillschweigen.

Ich muß daher alles mittheilen, was ich von ihm weis. — — Alphonsus Valdesius war magnae spei juvenis, er war ferner ein Sohn Ferdinandi de Valdes, Rectoris Conchensis, und hat an den Peter Martyr, nicht Vermilium, sondern Anglerium, aus Holland und Deutschland verschiedene Briefe geschrieben. — — Das sind sehr dunkle und unzulängliche Nachrichten, wird man sagen; es ist wahr; allein kann ich sie besser geben, als ich sie habe? Ich habe es nicht einmal gewagt, sie deutsch zu übersetzen, aus Furcht, auch nur mit dem allergeringsten Worte von ihrem eigentlichen Verstande abzuweichen.

Meinen Wehrmann aber wird man ohne Zweifel daraus errathen können. Es ist der nur gedachte Peter Martyr. Dieser Gelehrte war

ein

ein gebohrner Mayländer aus Anghiera, verließ sein Vaterland, und begab sich nach Spanien, wo er bey dem König Ferdinand sehr ansehnliche Ehrenstellen bekleidete. Seine Schriften sind bekannt, ob sie gleich fast alle unter die seltnen gehören. Besonders werden seine Briefe, wegen der ganz besondern darinn enthaltenen Nachrichten, sehr hoch geschätzet. Sie sind das erstemal im Jahre 1530 zu Complut in Folio gedruckt, und von den Elzeviren im Jahre 1670 zu Amsterdam, in eben demselben Formate, nachgedruckt worden; doch hat man nur sehr wenige Exemplare davon abgezogen, so daß sie, dieser neuen Auflage ohngeachtet, gleichwohl noch ein sehr rares Buch bleiben. Sie sind in 38 Bücher abgetheilt, und die Briefe, deren Zahl sich auf 813 beläuft, gehen vom Jahr 1488 bis auf 1525.

In dem sechshundert und neun und achtzigsten dieser Briefe nun, desgleichen in den sieben hundert und zwey und zwanzigsten, theilet Martyr zwey Schreiben mit, die er von dem gedach-

ten Alphonſus Valdeſius erhalten hat
Beyde betreffen das Reformationswerk; der er
iſt aus Brüſſel den 31 Auguſt 1520, und d
zweyte aus Worms den 15 May 1521 datir
Aus jenem iſt die oben angeführte Stelle, welc
alle erforderliche Eigenſchaften hat, Herrn Dokt
Krafts Vorgeben zu vernichten. Man kan
ſie, wenn man mir nicht trauet, auf der 381t
Seite der zweyten angeführten Ausgabe, ſelb
nachſehen. Ich finde von dieſem Valeſius no
einen dritten Brief in den 699ten eingerückt, a
lein er betrift ganz etwas anders, die Krönun
Carls nehmlich zum römiſchen Könige, bey we
cher er zu Aachen gegenwärtig geweſen war.

Es verlohnet ſich ohne Zweifel der Müh
daß ich von den erſtern Briefen etwas umſtändl
cher rede, beſonders da ſie ſo wenig bekannt g
worden ſind. Ich wüßte nicht einen einzige
Schriftſteller, der ſich mit der Reformationsg
ſchichte abgegeben hätte, und ihrer gedächt
Unterdeſſen hätten ſie es doch nur allzuwohl ve
dient, weil ſie in der That mit vieler Unp

theylic

theylichkeit geſchrieben zu ſeyn ſcheinen. Ich hoffe, daß eine Art von Ueberſetzung derſelben, dem Leſer angenehm ſeyn wird, damit er ſich um ſo viel mehr daraus überzeugen könne, ob die von mir angeführte Stelle auch in der That dasjenige beweiſe, was ſie beweiſen ſolle. Der Eingang, den Martyr dem erſten Briefe voranſchickt, iſt folgender: *Peter Martyr A. M. Marchionibus diſcipulis.* Quae in regnis geruntur, vos non latent. Ex his quae ab exteris habemus, legite prodigium horrendum, mihi ab *Alphonſo Valdeſio*, magnae ſpei iuvene, cuius patrem Ferdinandum de Vales, Rectorem Conchenſem noſtis, non minus fideliter quam ornate deſcriptum, cuius epiſtola ſic habet. Man ſieht, daß dieſe Worte die Quelle meiner obigen Nachrichten ſind. Der Leſer mag es ſelbſt unterſuchen, was das Rector Conchenſis ſey, ob man einen Statthalter oder einen Schulrektor in Conches, oder was man ſonſt darunter verſtehen ſolle? Ich bekenne meine Unwiſſenheit ganz gerne. Was liegt endlich an dieſem Umſtande? Die Briefe ſelbſt werden deswegen ihren Werth nicht verlieren. Hier ſind ſie:

Der erste Brief
des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

„Du verlangst von mir zu wissen, was die jüngst unter den Deutschen entstandene Sekte der Lutheraner für einen Ursprung habe, und wie sie ausgebreitet worden. Ich will dir alles, wo nicht zierlich, doch getreulich überschreiben, wie ich es von glaubwürdigen Personen erfahren habe. Du wirst, ohne Zweifel, gehört haben daß der Pabst Julius II. dem Apostel Petro e nen unglaublich prächtigen und grossen Temp bauen zu lassen, angefangen habe. Er hielt vermuthlich, für unanständig, daß der Obe der Apostel in einem niedrigen Tempel woh solle, besonders da aus allen Theilen der W unzählige Menschen der Religion wegen, da einträfen. Er würde, nach seiner Großm diesen Bau auch gewiß zu Stande gebrac ben, wenn ihn nicht, mitten in dem Lauf Tod aus der Zeitlichkeit abgefordert hätte

der zehnte folgte ihm auf den Päbſtlichen Stuhle, weil er aber nicht Geld genug hatte, einen ſolchen Aufwand zu beſtreiten, ſo ließ er durch die ganze chriſtliche Welt denjenigen Ablaß verkündigen, welche zum Baue dieſes Tempels einige Beyſteuer geben wollten. Er hofte, daß er auf dieſe Art eine unſägliche Menge Geldes, beſonders unter den Deutſchen, welche die Römiſche Kirche mit einer ganz beſondern Hochachtung verehrten, zuſammenbringen werde. Doch wie nichts in der Welt ſo feſt und beſtändig iſt, das nicht entweder durch die Gewalt der Zeit, oder durch die Bosheit der Menſchen verfallen ſollte, ſo konnten auch dieſe Ablaßverkündigungen nicht davon ausgenommen bleiben, ſondern ſie wurden die Urſache, daß Deutſchland, welches keiner andern chriſtlichen Nation an Frömmigkeit etwas nachgab, jetzo von allen und jedem darinn übertroffen ward. Es ſprang, nehmlich in Wittenberg, einer Stadt in Sachſen, als ein gewiſſer Dominikaner predigte, und dem Volke den Ablaß, woraus er ſelbſt keinen geringen Vortheil

zu ziehen trachtete, aufdringen wollte, ein Auguſtiner Mönch, mit Nahmen Martinus Luther hervor, welcher der Urheber dieſer Tragödie ward, und vielleicht aus Neid gegen den Dominikaner, verſchiedene Artikel im Druck ausgehen ließ, in welchen er behauptete, daß der Dominikaner mit ſeinem Ablaſſe viel weiter gehe, als ihm der Pabſt erlaubt habe, oder auch erlauben könne. Der Dominikaner, als er dieſe Artikel geleſen hatte, gerieth wider den Auguſtiner in Wuth; die Mönche fingen nunmehr an, Theils mit Scheltworten, Theils mit Gründen, hitzig unter einander zu ſtreiten; einige vertheidigten die Predigt, andre die Artikel, bis endlich (weil das Böſe niemals Grenzen kennet) der Auguſtiner den päbſtlichen Ablaß ganz und gar zu verſpotten wagte, und vorgab, er ſey nicht ſo wohl zum Heile chriſtlichen Volks, als vielmehr, um den Geitz der Prieſter zu ſättigen erfunden worden. Dieſes iſt alſo der erſte Auftritt dieſer Tragödie, die wir dem Haſſe der Mönche zu danken haben. Denn da der Auguſtiner auf den Dominikane

nikaner, der Dominikaner auf den Auguſtiner, und beyde auf die Franciskaner neidiſch ſind, was kann man ſich anders als die allerheftigſten Uneinigkeiten verſprechen? Nun kommen wir auf den zweyten Auftritt. Der Herzog von Sachſen, Friedrich, hatte gehört, daß aus dieſem Ablaſſe dem Kardinal und Erzbiſchofe zu Maynz, Albrecht, ſeinem Collegen bey Erwählung römiſcher Kayſer, mit dem er aber über den Fuß geſpannt war, viel Vortheil zufliſſen werde, ſo wie er mit dem Pabſte deswegen eins geworden war. Da nun alſo der Herzog auf Gelegenheit dachte, dem von Maynz dieſen Vortheil zu entrücken, ſo bediente er ſich des Mönchs, der zu allem kühn und unverſchämt genug war, und dem päbſtlichen Ablaſſe ſchon den Krieg angekündiget hatte. Er ließ alles Geld, welches in ſeinen Ländern aus dem Ablaßrahme war gelöſet worden, den Commiſſarien wegnehmen, und ſagte: er wolle ſelbſt einen eignen Mann nach Rom ſchicken, welcher dieſes Geld zu dem Baue der Heil. Petrikirche überbrin-

gen, und zuſehen ſolle, was man für einen Gebrauch von dem übrigen Gelde, das von andern Seiten herbeygeſchaft würde, in Rom mache. Der Pabſt, dem es zukömmt, die Freyheit der Kirche zu beſchützen, und zu verhindern, daß kein weltlicher Fürſt ſich in dasjenige miſche, was der päbſtlichen Heiligkeit einzig und allein zuſtehet, ermahnte den Herzog zu verſchiednen malen, Theils durch beſondre Abgeordnete, daß er dem päbſtlichen Stuhle dieſe Beſchimpfung nicht anthun, ſondern das aufgefangene Geld wieder heraus geben möchte. Doch da der Herzog ſich deſſen halsſtarrig weigerte, und auf ſeiner Meinung blieb, ſo that ihn der Pabſt in Bann. Der Auguſtiner wollte dieſe Gelegenheit, ſich bey dem Herzoge einzuſchmeicheln, nicht verſäumen, und behauptete mit vieler Frechheit, daß ein ſo unbilliger Spruch ganz und gar keine Kraft habe, und daß der Pabſt keinen unſchuldiger Weiſe in den Bann thun könne. Er fing hierauf an ſehr viel Heftiges wider den römiſchen Pabſt und ſeine Anhänger auszuſtoſſen,

ſen, welches alles gedruckt und ſehr geſchwind in ganz Deutſchland ausgebreitet wurde. Zugleich ermahnte er den Herzog von Sachſen, ſich durch dieſe Drohungen von ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe nicht abbringen zu laſſen. Die Gemüther der Deutſchen waren ſchon längſt, durch die mehr als heidniſchen Sitten der Römer, aufgebracht worden, und hatten ſchon heimlich das Joch des römiſchen Pabſtes abzuſchütteln geſucht. Daher kam es denn, daß ſobald Luthers Schriften öffentlich bekannt wurden, ſie bey allen einen ganz erſtaunlichen Beyfall fanden. Die Deutſchen frohlockten, ſchimpften auf die Römiſchgeſinnten, und verlangten, daß ein allgemeines chriſtliches Concilium gehalten werden ſolle, worinn man Luthers Lehren unterſuchen, und eine andre Einrichtung in der Kirche treffen könne. Und wollte Gott, daß dieſes geſchehen wäre! Doch da der Pabſt mit aller Gewalt ſein Recht behaupten wollte, da er ſich für ein allgemeines Concilium fürchtete, da er, die Wahrheit frey zu ſagen, ſeinen privat Vortheil, welcher vielleicht

dabey Gefahr lauffen könnte, dem Heile der Chriſtenheit vorzog, da er Luthers Schriften, ohne Unterſuchung vertilgen wollte; ſo ſchickte er einen Legatum a Latere an den Kayſer Maximilian, welcher es dahin bringen ſollte, daß Luthern von dem Kayſer und dem ganzen römiſchen Reiche, ein Stillſchweigen auferlegt werde. Es wurden daher in Augſpurg Reichsverſammlungen angeſtellt, auf welche Luther von dem Kayſer gefordert wurde. Er erſchien alſo daſelbſt, feſt entſchloſſen, ſeine Schriften tapfer zu vertheidigen, und mit dem Cajetan (ſo hieß der Legate) ſich in einen Streit darüber einzulaſſen. Cajetan ſagte, man müſſe den Mönch ganz und gar nicht anhören, der ſo viel Läſterungen wider den römiſchen Pabſt geſchrieben hätte. Allein die Reichsſtände erwiederten: es würde ſehr unbillig ſeyn, wenn man ihn unverhört verdammen, oder zwingen wolle, diejenigen Schriften, die er zu vertheidigen entſchloſſen wäre, ohne Ueberzeugung zu widerrufen. Wenn daher Cajetan, (der,

wie

wie du weißt, in der heiligen Schrift selbst nicht unerfahren ist,) Luthern überzeugen könne, so wären sie und der Kayser bereit ihn zu verurtheilen. Da Cajetan also sahe, daß er nichts ausrichten werde, wenn er sich nicht mit Luthern näher einlassen wollte; da er es auch wirklich verschiednemal versuchte, und sehr unglücklich damit war; so begab er sich, unverrichteter Sache, wieder fort. Luther aber, der mit grössern Ehren wegging, als er war vorgelassen worden, triumphirte, als ob er völlig den Sieg erfochten hätte. Weil er sich übrigens auf den Schutz des Herzogs von Sachsen verlassen konnte, so trieb ihn seine Hitze immer weiter und weiter, und er hörte nicht auf, beständig neue Lehren, die mit dem apostolischen Glauben streiten, in Druck ausgehen zu lassen. Da also der Pabst sahe, daß er es im guten nicht dahin bringen könne, daß man diesen lästernden Mönch zur verdienten Strafe zöge; da er befürchten mußte, daß das Gift, welches schon weit und breit um sich gegriffen hatte, noch mehr Schaden

thun,

thun, und Luther auch rechtgläubige Männer auf seine Seite ziehen könne, so ließ er eine sehr heftige Bulle wider ihn und seine Anhänger ausgehen, und erklärte sie alle für Irrgläubige und Ketzer. Hierdurch ward Luther nicht so wohl aufgebracht, als völlig in Raserey gesetzt, und erklärte den Pabst selbst (welche Unverschämtheit!) für einen Irrgläubigen und Ketzer. Er gab unter andern ein Buch unter dem Titel: de Captivitate babylonica Eccleſiae heraus, und es ist unglaublich, mit was für Ränken er darinn die Lehrsätze und Anordnungen der Kirchenversammlungen und Päbste angreift. Er behauptet so gar, daß Johann Huß auf dem Concilio zu Coſtnitz unschuldig sey verbrannt worden, und daß er alle seine Artikel, die man verdammt habe, als rechtgläubig vertheidigen wolle. Doch auch hieran ließ er sich nicht einmal begnügen, sondern verbrannte noch in Wittenberg alle Bücher des kanoniſchen Rechts, so viel er deren daſelbſt auftreiben konnte, weil sie, nach seinem Vorgeben, die christliche Frömmigkeit verdorben hätten, und

und alſo bey Seite geſchaft werden müßten. Nachdem ſich das Gerüchte hiervon durch ganz Deutſchland ausgebreitet, ſind die Gemüther der Deutſchen auf eine ſo unbeſchreibliche Art wider den apoſtoliſchen Stuhl erbittert worden, daß wenn der Pabſt nicht die Klugheit, oder der Kayſer nicht das Glück hat, mit einer allgemeinen Kirchenverſammlung, dem Uebel abzuhelfen, nur allzuſehr zu beſorgen ſteht, dieſes Unheil werde noch ſo weit um ſich greiffen, daß zuletzt ganz und gar kein Mittel darwider vorhanden ſeyn wird. — — So viel habe ich dir vorjetzt melden wollen. Nimm es geneigt auf, und lebe wohl. Brüſſel, den 31 Auguſt, 1520.

Zweyter Brief
des Alphonſus Valdeſius an den Peter Martyr.

Den Urſprung der Lutheriſchen Sekte, und ihren Fortgang bis auf den heutigen Tag, habe ich dir aus Brüſſel geſchrieben. Vernimm nunmehr,

mehr, was darauf gefolgt iſt. Nachdem der Kayſer in dieſe Stadt Worms, die Churfürſten des römiſchen Reichs und alle Stände zuſammen berufen, hat er vor allen Dingen Luthers Sache vorzunehmen verlangt, damit durch das Anſehen des ganzen Reichs, der Unſinn dieſes Mannes endlich gebändiget, und andre ihm beyzutreten abgehalten würden. Ob er dieſes nun ſchon ſehr eifrig getrieben, ſo hat er doch nichts weiter erlangen können, als daß Luther, unter kayſerlichem ſichern Geleite nach Worms geruffen und vorher gehört würde, ehe man etwas wider ihn beſchlieſſen wolle. Sie behaupteten alle, daß es unbillig ſeyn würde, ihn unverhört zu verdammen, und daß es der Würde und Frömmigkeit des Kayſers zukomme, wenn Luther ſeine Irrthümer wiederruffe, das übrige, was er ſonſt, ſo gelehrt als chriſtlich, geſchrieben habe, zu unterſuchen, und Deutſchland von den Unterdrückungen und Beſchwerden des päbſtlichen Stuhles zu befreyen. Da der Kayſer ſah, daß er nichts weiter erlangen könne, ſo ließ er Luthern

unt

unter seinem sichern Geleite kommen, der sich auch vor ihm und allen Ständen des Reichs stellte. Er ward gefragt: ob er sich zu den Büchern, die hier und da unter seinem Namen herum gingen, bekenne, und ob er das, was er darinn geschrieben habe, widerrufen wolle, oder nicht? Er antwortete: er bekenne sich zu allen diesen Büchern; (deren Titel ihm auf sein Begehren vorgelesen wurden) und wolle er weder jezt noch jemals leugnen, daß er Verfasser davon sey. Was aber den zweyten Punkt der an ihn geschehenen Frage anbelangte, ob er nehmlich das, was er geschrieben habe, widerrufen wolle, so bat er, der Käyser möge ihm Bedenkzeit lassen, die ihm auch der Käyser bis auf den folgenden Tag verstattete. An diesem nun, wurde Martinus Lutherus abermals vor dem Kayser, die Churfürsten und alle Reichsstände gefordert, und man verlangte von ihm, daß er auf den zweyten Theil der gestrigen Frage antworten solle. Hierauf hielt er eine lange und weitläuftige Rede,

Theils

Theils in lateiniſcher, Theils in deutſcher S
che, und beſchloß endlich damit, daß er nic
was in ſeinen Büchern enthalten ſey,
derrufen könne, wenn man ihm nicht
der Lehre des Evangelii und aus dem a
oder neuen Teſtamente zeigen könne,
er geirret und gottloſe Sachen vorgetra
habe. Und als man aufs neue in ihn dr
daß er, alles andre bey Seite geſetzt, entn
mit Ja oder Nein antworten möge, ob er
den Lehrſätzen und Anordnungen der
chenverſammlungen bleiben wolle; ſo
wortete er: er wolle nichts widerrufen,
könne auch bey den Lehrſätzen der
chenverſammlungen nicht bleiben, wei
Kirchenverſammlungen ſich manchmal
derſprochen hätten. Der Kayſer befahl
hierauf abzutreten, und ließ die Verſamm
auf dieſen Tag auseinander. Den Tag da
ließ er die Churfürſten zu ſich kommen, und
ihnen eine von ſeiner eignen Hand aufge
Schrift vor, in der er ihnen, was nunmeh

thun ſey, erklärte, und ſie insgeſamt ſeiner Meinung beyzutreten bat, daß man nehmlich geſchärfte Befehle wider Luthern und die Lutheraner, ergehen, und die Bücher dieſes unſinnigen Mannes verbrennen laſſen wolle. Die Reichsſtände aber, deren einige Luthers Gift eingeſogen hatten, andre aber Luthern nicht eher verdammt wiſſen wollten, als bis die Deutſchen erſt von den Unterdrückungen und Beſchwerden des römiſchen Hofes befreyt wären, lagen dem Kayſer mit inſtändigen Bitten an, daß man Luthern wenigſtens insgeheim ermahnen möge, dasjenige, was er wider die Kirche geſchrieben habe, zu widerrufen. Als ihnen der Kayſer dieſes erlaubt, und ſie ganzer drey Tage den verſtockten Luther, aber umſonſt, ermahnt hatten, ſahen ſie wohl, daß ſie nichts ausrichten würden, und unterſchrieben alſo das kayſerliche Decret. Als dieſes geſchehen war, wollte der Kayſer gleichwohl nicht wider das Luthern ertheilte ſichre Geleite handeln, ſondern ließ ihn durch ein öffentliches Inſtrument erin-

nern, daß er ſich den folgenden Tag ſogleich aus der Stadt Worms, und innerhalb zwanzig Tagen in einen ſichern Ort begeben ſolle. Luther gehorchte, und der Kayſer ließ nunmehr, in ſeinem, in der Churfürſten, und aller Reichsſtände Namen, nicht nur ein ſehr ſcharfes Edikt wider Luthern und ſeine Anhänger ergehen, ſondern ließ auch ſeine Schriften, ſo viel man deren hier finden konnte, mit groſſem Gepränge verbrennen, welches er auch in den übrigen Städten Deutſchlands zu thun befahl. Hier haſt du alſo von dieſer Tragödie, wie einige wollen, das Ende; ſo wie ich aber ganz gewiß überzeugt bin, nicht das Ende, ſondern den Anfang. Denn ich ſehe, daß die Deutſchen wider den päbſtlichen Stuhl allzu erbittert ſind, und glaube nicht, daß die Befehle des Kayſers bey ihm von groſſem Nachdrucke ſeyn werden, weil man, auch nach Ergehung derſelben, Luthers Bücher hin und wieder frey und ungeſtraft verkauft. Du kanſt daher leicht muthmaſſen, was vollends in Abweſenheit des Kayſers

sers geschehen wird. Diesem Uebel hätte, zum gröſten Nutzen der Christenheit, ganz leicht können gesteuert werden, wenn der Pabst gegen eine allgemeine Kirchenversammlung nicht so abgeneigt wäre, und die öffentliche Wohlfahrt seinen besondern Vortheilen vorzöge. Allein, da er sein Recht auf das hartnäckigste vertheidiget, da er nichts anhören, sondern bloß, vielleicht aus einem heiligen Affecte, Luthern verdammt und verbrannt wissen will, so sehe ich zum voraus, daß die ganze christliche Republik zu Grunde gehen wird, wann sich Gott nicht selbst unsrer annimmt. Lebe wohl. Worms, den 15 May, 1521.

* * *

Ich bin so weit entfernt diesen Briefen eine Lobrede zu halten, und mich zu ihrem ungedingten Vertheidiger aufzuwerfen, daß ich es vielmehr ganz gerne einräumen werde, wenn man hier und da einige kleine Falschheiten darinn entdecken sollte. Ich habe sie eigentlich aus keiner andern Ursache angeführt und mitgetheilt, als

wegen der Stelle, die ich Herrn D. Kraft daraus entgegensetze, und aus welcher er wenigstens so viel ersehen wird, daß Cochläus den unserm Luther vorgeworfnen Neid, nicht, wie man zu reden pflegt, aus den Fingern gesogen habe, sondern dabey ohne Zweifel dem Gerüchte gefolgt sey.

Indem ich aber leugne, daß dieser geschworne Feind des grossen Reformators der Erfinder gedachter Beschuldigung sey, so will ich sie doch deswegen für nichts weniger als für wahr halten. Sie hat zu wenig Wahrscheinlichkeit, wenn man sie mit Luthers uneigennützigem und großmüthigen Charakter vergleicht. Er, der durch eine Glaubensverbesserung nichts irrdisches für sich selbst zu gewinnen suchte, sollte den die Gewinnsucht, oder welches auf eins hinaus kömmt, der Neid über den Gewinn eines andern, dazu angetrieben haben?

Eine Betrachtung aber wird man mir erlauben. — — Ich sehe nicht, was unsre Gegner gewinnen würden, wann es auch wahr wäre, daß

daß Luthern der Neid angetrieben habe, und wann auch ſonſt alles wahr wäre, was ſie zur Verkleinerung dieſes Helden vorbringen. Wir ſind einfältig genug, und laſſen uns faſt immer mit ihnen in die heftigſten Streitigkeiten darüber ein; wir unterſuchen, vertheidigen, widerlegen, und geben uns die undankbarſte Mühe; oft ſind wir glücklich, und öfters auch nicht; denn das iſt unſtreitig, daß es leichter iſt, tauſend Beſchuldigungen zu erdenken, als eine einzige ſo zu Schanden zu machen, daß auch nicht der geringſte Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es alſo, wenn man dieſes ganze Feld, welches ſo vielen Kampf zu erhalten koſtet, und uns doch nicht das geringſte einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich viel gutes iſt geſtiftet worden, welches die Katholiken ſelbſt nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genuſſe ihrer Früchte ſitzen; genug, daß wir dieſe der Vorſehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt über-

haupt faſt immer nicht die untadelhafteſten, ſondern die bequemſten. Mag doch alſo die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid eben ſo glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Iſrael aus Aegypten ward durch einen Todſchlag, und man mag ſagen was man will, durch einen ſtrafbaren Todſchlag veranlaßt; iſt er aber deßwegen weniger ein Werk Gottes, und weniger ein Wunder?

Ich weis wohl, daß es auch eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unſer Glück iſt befördert worden, giebt; allein, ich weis auch, daß dieſe Dankbarkeit, wenn man ſie übertreibt, zu einer Idolatrie wird. Man bleibt mit ſeiner Erkenntlichkeit an der nächſten Urſach kleben, und geht wenig oder gar nicht auf die erſte zurück, die allein die wahre iſt. Billig bleibt Luthers Andenken bey uns in Seegen; allein die Verehrung ſo weit treiben, daß man auch nicht den geringſten Fehler auf ihn will haften laſſen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, ſonſt nicht würde durch ihn haben verrichten können,

nen, heißt meinem Urtheile nach, viel zu ausschweifend seyn. Ein neuer Schriftsteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er sagte, die Reformation sey in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe, und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers gewesen. Man hat sich viel Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen, als ob ein Einfall widerlegt werden könnte? Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das ist hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falsch seyn. Allein ihm sein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zwecke zu lenken weis, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe, und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf diese Art wäre aus dem Tadel des Menschen, ein Lob des Höchsten geworden! Doch wie schwer gehen die Sterblichen an dieses, wann sie ihr eignes nicht damit verbinden können.

Ich komme auf meine Briefe wieder zurück. Ich glaubte, ſie verdienen auch ſchon deswegen einige Achtung, weil ſich Valdeſius über die Fehler des Pabſts ſehr frey darinn erklärt, und genugſam zeigt, daß er das damalige Verderben der Kirche eingeſehen habe. Endlich können ſie auch noch dieſen zufälligen Nutzen haben, daß ſich künftig unſre Theologen ein wenig genauer erkundigen, ehe ſie den zuverſichtlichen Ausſpruch wagen: dieſes und jenes hat der und der zuerſt ausgeheckt.

Noch erinnere ich mich, was der Pabſt Leo, nach dem Berichte des Herrn von Seckendorfs, bey dem Anfange der Reformation ſoll geſagt haben: **der Bruder Martin hat einen guten Kopf; es iſt nur eine Mönchszänkerey.** Liegt in dem Worte **Mönchszänkerey** nicht faſt eben die Beſchuldigung der Mißgunſt, die unter den verſchiedenen Ordensleuten herrſchte; und hätte Herr D. Kraft auch nicht dieſen kleinen Ausſpruch in Betrachtung ziehen ſollen? — — Doch genug hiervon.

Rettung

des

Hieronimus Cardanus.

Rettung des Cardans.

Leſer, welche den Cardan kennen, und auch mir zutrauen, daß ich ihn kenne, müſſen es ſchon vorausſehen, daß meine Rettung den ganzen Cardan nicht angehen werde. Dieſes auſſerordentliche Genie hat alle Nachwelt ſeinetwegen in Zweifel gelaſſen. Man muß glauben, daß der gröſte Verſtand mit der gröſten Thorheit ſehr weſentlich verbunden iſt, oder ſein Charakter bleibt ein unauflösliches Räthſel. Zu was hat man ihn nicht gemacht; oder vielmehr zu was hat er ſich nicht ſelbſt in einem Werke gemacht, dergleichen ich wollte, daß jeder groſſe Mann mit eben der Aufrichtigkeit ſchreiben müßte! (de vita propria.)

Es wäre ein Wunder, wenn ein ſo ſeltner Geiſt dem Verdachte der Atheiſterey entgangen wäre.

wäre. Hat man oft mehr gebraucht, ihn auf ſich zu laden, als ſelbſt zu denken und gebilligten Vorurtheilen die Stirne zu biethen? Selten hat man nöthig gehabt, in der That anſtößige Sätze und ein problematiſches Leben, wie Cardan, damit zu verbinden.

Eine augenſcheinliche Verläumdung, die man noch nicht aufhebet aus einem Buche in das andere überzutragen, treibt mich an, dieſes Verdachts in etwas zu gedenken. Man gründet ihn, wie bekannt, auf drey Stücke. Auf ein Buch, welches er wider die Unſterblichkeit der Seele ſoll geſchrieben haben; auf ſeine aſtrologiſche Unſinnigkeit, dem Heilande die Nativität zu ſtellen; und endlich auf eine gewiſſe Stelle in ſeinem Werke de ſubtilitate.

Von den beyden erſtern Gründen werde ich nichts ſagen, weil ſchon andre nur allzuviel davon geſagt haben. Den erſten widerlegt ſogleich das ſoll. Er ſoll ſo ein Buch geſchrieben haben, welches er zwar nicht drucken laſſen, aber doch heimlich ſeinen Freunden gewieſen. Und wer iſt

denn

denn der Wehrmann dieſes Vorgebens? Kein anderer, als Martinus del Rio. (Diſput. Mag. Tom. I. Lib. II.) Wenn man es noch glauben will, ſo muß man dieſen Spanier nicht kennen. — — Den zweyten Grund zernichten die eignen Worte des Cardans, welche inſonderheit der Herr Paſtor Brucker aus deſſen ſeltnen Werke, über des Ptolemäus vier Bücher de aſtrorum judiciis, angeführt hat. (Hiſt. Crit. Phil. Tomi IV Parte altera p. 76.)

Ich werde mich, wie geſagt, hierbey nicht aufhalten; ich wende mich vielmehr ſogleich zu dem letztern Punkte, weil ich in der That hoffe, etwas beſonders dabey anzumerken. Man wird es als einen guten Zuſatz zu dem Artikel anſehen können, welchen Bayle, in ſeinem critiſchen Wörterbuche, von dieſem Gelehrten gemacht hat.

Es iſt billig, daß man die Ankläger des Cardans zuerſt höret. Es ſind deren ſo viele, daß ich nur einen werde das Wort können führen laſſen. Dieſes mag ein noch lebender Schriftſteller ſeyn, deſſen Buch in ſeiner Art ein Handbuch

buch der Gelehrten geworden iſt; der Herr Paſtor Vogt; oder vielmehr de la Monnoye durch dieſen. Er führt, in ſeinem Verzeichniſſe von raren Büchern, die erſtre, und noch eine andre Ausgabe des Cardaniſchen Werks de ſubtilitate an, und was er dabey anmerkt iſt folgendes. „Man lieſet, ſagt er, in dieſen ungemein ſelt„nen Ausgaben eine ſehr gottloſe und ärgerliche „Stelle, die man in den nachherigen Abdrücken „weggelaſſen hat. Ich will die ganze Sache mit „den Worten des gelehrten de la Monnoye, im „4. Theile der Menagianen, S. 305, erzehlen. „Noch ſchlimmer als Pompanaz, ſagt dieſer, „macht es Cardan. In dem eilften ſeiner Bü„cher de ſubtilitate vergleicht er die vier Haupt„religionen kürzlich unter einander; und nach„dem er eine gegen die andre hat ſtreiten laſſen, „ſo ſchließt er, ohne ſich für eine zu erklären, mit „dieſen unbedachtſamen Worten: igitur his arbi„trio victoriae relictis. Das heißt auf gut deutſch, „er wolle dem Zufalle überlaſſen, auf welche Sei„te ſich der Sieg wenden werde. Dieſe Worte

„verän-

„veränderte er zwar ſelbſt in der zweyten Aus„gabe; dennoch aber ward er drey Jahre darauf „von dem Scaliger Exercit. 258. n. 1. ſehr bitter „deßwegen beſtraft, weil der Sinn derſelben ſehr „ſchrecklich iſt, und die Gleichgültigkeit des Car„dans, in Anſehung des Sieges deutlich bewei„ſet, welchen eine von den vier Religionen, es „möge nun ſeyn welche es wolle, entweder durch „die Stärke der Beweiſe, oder durch die Gewalt „der Waffen davon tragen könne.“

Aus dieſer Anführung erhellet, daß Scaliger der erſte geweſen iſt, dem die Stelle, wovon ich rede, zum Anſtoſſe gereicht hat. Man darf aber nicht glauben, daß von ihm bis auf den de la Monnoye ſie von keinem andern ſey gerüget worden. Marinus Merſennus iſt in ſeiner Auslegung des erſten Buchs Moſis (S. 1830.) darwider aufgeſtanden, und hat ſie für nichts ſchändlichers, als für einen Inbegrif des berüchtigten Buchs von den drey Betrügern gehalten. Aus dem Merſennus hat ſie hernach beſonders Morhof (Polyh. T. I. Lib. I. c. 3. §. 6.)

§. 6.) Bücherkennern bekannt gemacht, und dieſe haben ſie einander redlich aus einer Hand in die andre geliefert.

Reimann, (Hiſt. univerſ. Atheiſmi et Atheorum p. 365. et 547.) die hälliſchen Verfaſſer der Obſervat. ſelectarum (Tom. X. p. 219.) Freytag (Analect. litteraria p. 210.) die Bibliothek des Salthenius (p. 272.) ſagen alle ebendaſſelbe. Alle nennen die angeführte Stelle locum impium et ſcandaloſiſſimum, locum offenſionis pleniſſimum. Ich muß dieſen noch einen Freund von mir beyſetzen, nehmlich den Herrn Adjunct Schwarz in Wittenberg, welcher in ſeiner erſten Exercitation in utrumque Samaritanorum Pentateuchum gelegentlich eben dieſe Saite berührt.

Was wird man aber von mir denken, wenn ich kühnlich behaupte, daß alle dieſe Geleh entweder nur Nachbeter ſind, oder, wenn ſie ihren eignen Augen geſehen haben, nicht f conſtruiren können. Ich ſage: nicht ſo denn auch das kann man nicht, woran v Vorurtheile verhindern.

Ich für meinen Theil, habe es dem nur gedachten Herrn Adjunkt Schwarz zu danken, daß ich nicht in das gemeine Horn mit blasen darf. Bey ihm habe ich die allererste Ausgabe des Cardanischen Werks de subtilitate in die Hände bekommen, und sie mit um so viel größrer Begierde durchblättert, da eben dasselbe Exemplar dem Philipp Melanchthon zugehöret hatte, von dessen eigner Hand, hier und da, einige kleine Noten zu lesen waren. Es war mir leid, daß ich den nunmehrigen Besitzer desselben von der Richtigkeit meiner Anmerkung nicht überzeugen konnte.

Ich will mich nicht länger verweilen, sie dem Leser vorzulegen; vorher aber nur noch einige Worte von der ersten Ausgabe selbst gedenken. Aus einigen Kleinigkeiten schliesse ich, daß sie Herr Vogt nicht selbst gesehen hat. Man vergleiche nur folgenden Titel mit dem seinigen: Hieronymi Cardani, Medici Mediolanensis, de subtilitate Libri XXI ad illustr. principem Ferrandum Gonzagam, Mediolanensis provinciae praefectum.

würde. Der Gesetze aber sind viere: der Götzendiener, der Juden, der Christen und der Mahometaner.

Der Götzendiener zieht sein Gesetz aus vier Gründen vor. Erstlich, weil er so oft, in den Kriegen wider die Juden, den Sieg davon getragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre Gesetze ganz und gar zu vertilgen; es müsse daher dem höchsten Werkmeister und Regenten, die Verehrung eines einzigen Gottes nicht mehr, als die Verehrung vieler Götter, gefallen haben. Hernach sagen sie: so wie es sich, wenn das Volk einen obersten Regenten über sich habe, für jeden gezieme, in Privatsachen, und besonders in Kleinigkeiten, seine Zuflucht vielmehr zu den Befehlshabern und Hofleuten desselben zu nehmen, als dem Könige selbst, um jeder Ursa willen, beschwerlich zu fallen; eben so mö man, da der höchste Gott sich um das, was auf Erden vorgeht, und wovon die Angele heiten der Privatpersonen den allerkleinsten ausmachen, sehr wenig bekümmert, vielm

den Göttern, die dieſer höchſte Gott zu ſeinen Dienern geordnet hat, bey nicht wichtigen Dingen fliehen, als daß man denjenigen ſelbſt, den kein Sterblicher nicht einmal mit den Gedanken erreichen kann, aus jeder nichtswürdigen Urſache, mit Bitten beläſtigen. Endlich behaupten ſie, daß durch dieſes Geſetz, und durch dieſe Beyſpiele, indem ſie Hofnung machten, nach dieſer Sterblichkeit göttlich verehrt zu werden, viele wären angetrieben worden, ſich durch Tugenden berühmt zu machen, als Herkules, Apollo, Jupiter, Mercurius, Ceres. Was aber die Wunder anbelange, ſo könnten ſie eben ſo wohl Exempel der offenbaren Hülfe ihrer Götter und Orakelſprüche anführen, als irgend andre. Auch ſey unſre Meinung von Gott und dem Urſprunge der Welt, nicht allein nicht weniger abgeſchmackt, ſondern auch noch abgeſchmackter, als ihre, welches aus dem Streite unter den andern Geſetzen, und aus dem Haſſe derſelben gegen alle Weltweiſe, als die Urheber der Wahrheit, erhelle. Dieſe aber werfen ihnen die Menſchenopfer, die

Verehrung todter Bildsäulen, und die Menge der Götter vor, welche auch von den ihrigen selbst verlacht würden; desgleichen die schändlichen Laster dieser ihrer Götter, die man sich schon an einem Menschen einzubilden schäme, und die undankbare Vergessung des allerhöchsten Schöpfers.

Nachdem diese also, auf besagte Art, widerlegt worden, so steht der Jude wider die Christen auf. Wenn in unserm Gesetze, sagt er, Fabeln enthalten sind, so sind sie alle auch auf euch gekommen, die ihr unser Gesetz annehmet. Die Einheit Gottes hat niemand so unverfälscht verehrt als wir; und von uns stammet diese Wahrheit auch her. Ferner kann sich kein Gesetz so großer Wunder und Zeichen, und kein Volk eines solchen Adels rühmen. Hierauf aber sprechen die übrigen wider dieses Gesetz: alles das, was untergegangen sey, müsse Gott nicht gefallen haben; sie, die Juden, hätten wider ihre Propheten gewüthet; ihr Volk wäre allezeit der ganzen Welt ein Abscheu gewesen, und dieje-

jenigen, welche von den Christen und Mahometanern verehret würden, die befehle ihnen ihr eignes Gesetz anzubeten.

Nachdem auch dieses Gesetz übern Haufen geworfen, so streitet nunmehr der Christ wider den Mahometaner. Dieser Streit ist schärfer, und wird auf beyden Theilen mit grossen Kräften unterstützet, von welchen das Wohl ganzer Reiche und Länder abhängt. Der Christ stützet sich besonders auf vier Gründe. Erstlich, auf das Zeugniß der Propheten, welche alles, was sich mit Christo zugetragen, so genau erzehlten, daß man glauben sollte, es sey nicht vorher gesagt, sondern nachdem alles schon geschehen, aufgeschrieben worden. Diese aber melden nicht das geringste von dem Mahomet. Zweytens, auf das Ansehen der Wunderwerke Christi, die von solcher Grösse und Beschaffenheit gewesen sind, daß sie mit den Wundern der Mahometaner in keine Vergleichung kommen: wie zum Exempel die Auferweckung der Todten, des Lazarus, des Mägdleins und des Sohnes der

Wittwe. Die Wunderwerke der Mahometaner hingegen, das Herabfallen der Steine von den schwarzen Vögeln, oder die Verbergung in der Höhle, wie er in seinem Koran lehret, oder dieses, daß er in einer Nacht von Mecca nach Jerusalem wäre geschickt, oder versetzt worden, oder seine Aufnahme in den Himmel, oder seine Zertheilung des Mondes; alle diese können entweder nicht mit Zeugen bestätigt werden, oder sind ganz und gar keine Wunder. Daß Steine von Vögeln herabgeschmissen werden, dieses ist zwar etwas wunderſames, und mag es immerhin gewesen seyn, aber kein Wunder ist es nicht; daß der Mond zertheilt scheinet, dieses ist weder ein Wunder noch etwas wunderſames. Von Mecca nach Jerusalem versetzt werden, oder in den Himmel hinansteigen, dieses wäre zwar ein Wunder, allein die Zeugen mangeln ihm. Der dritte Grund wird von den Gebothen Christi hergenommen, welche nichts enthalten, was mit der Moral oder mit der natürlichen Philoſophie streitet. Was sein Leben anbelangt, darin kann

es

es ihm niemand gleich thun, und wenn es auch der allerbeſte wäre; aber es nachahmen kann ein jeder. Was können? ſag ich. Ja, ſo viel du dich von ſeinem Exempel entfernſt, ſo viel Gottloſigkeit nimmſt du an. Mahomet hingegen räth Mord und Krieg und den Thurm im Paradieſe; das Paradies aber beſchreibt er ſo, daß man darinn heyrathe, von ſchönen Knaben bedient würde, Fleiſch und Aepfel eſſe, Nektar trinke, auf ſeidnen Betten liege, und unter dem Schatten der Bäume Edelſteine und ſeidne Lager beſitze. Welcher geſunde Verſtand wird dadurch nicht beleidigt? Und wie abgeſchmackt iſt nicht jenes Vorgeben im Korane, nach welchem Engel und Gott für den Mahomet beten ſollen? Desgleichen die Erdichtung, daß Gott von der Erde gen Himmel hinanſteige, und daß er ſelbſt bey den Geiſtern, ſeinen Dienern, ſchwöre. Was ſoll man von der Hiſtorie mit dem Kameele, wenn es anders eine Hiſtorie, und nicht vielmehr eine Fabel iſt, ſagen, die wenigſtens fünfmahl wiederhohlet wird? Hierzu kommt noch,

als der letzte Grund für die Christen, dieses, daß unser Gesetz von sehr wenigen unerfahrnen und armen Leuten, gegen so viele Kayser und reiche Priester der Götzen ist gepredigt worden, und daß es, da es auch schon von innerliche Spaltungen geschwächt war, dennoch des ganzen Erdkreises sich bemächtiget hat.

Nun haben aber auch die Mahometaner fünf Beweisgründe für sich. Erstlich, sagen sie: Die Christen verehrten die Einheit Gottes nicht so lauter, als sie; die Christen gäben ihm einen Sohn, welcher ebenfalls Gott sey. Wann aber, fahren sie fort, mehrere Götter sind, so werden sie auf einander erbittert seyn, weil dieses bey einem Reiche etwas unvermeidliches ist, daß es von vielen ohne Eifersucht nicht kann verwaltet werden. Es ist aber auch etwas gottloses, dem erhabensten Gott, dem Schöpfer aller Dinge einen beyzugesellen, der ihm gleich sey, da er doch der allerhöchste ist, und ihm einen Sohn zu geben, da er doch keinen braucht, und ewig ist. Ueber das also, sagen sie, was die Christen

ihm

ihm beylegen, empören ſich die Himmel, und die Erde flieht vor Entſetzen davon. Gott wird daher bey ihnen eingeführet, als ob er ſich beklagte; und Chriſtus, als ob er ſich entſchuldigte; daß er ſich dieſes nicht ſelbſt, ſondern, daß es ihm andre, wider ſeinen Willen, beygelegt hätten. Der zweyte Beweisgrund kommt von dem Mahomet ſelbſt, welcher den Chriſten zur Laſt legt, daß ſie die Bilder anbeten, und daß ſie alſo Verehrer der Götter, und nicht eines einzigen Gottes zu ſeyn ſcheinen. Hierauf folgt der dritte Beweisgrund, welcher aus dem Erfolge hergenommen iſt, indem ſie ſchon ſo viel Siege erfochten, und ſchon ſo viel Provinzen erobert hätten, daß das chriſtliche Geſetz kaum ein Theil des mahometiſchen würde zu nennen ſeyn, wann nicht, durch Vorſorge unſers Kayſers, ſchon zum Theil eine andre Welt in der chriſtlichen Religion wäre unterrichtet worden. Iſt es aber, ſagen ſie, nun nicht wahrſcheinlich, daß Gott denjenigen wohlwolle, welche einen richtigern Glauben haben? Er könnte ja ſo viele

mit

mit der allerkleinſten Hülfe retten, wenn er ſich nicht von ihnen abgewandt hätte, und ſie freywillig verderben wollte. Was aber ihr Leben und ihre Sitten anbelangt, ſo geben dieſe ihrem Geſetze kein geringes Anſehen, indem auf eine ganz umgekehrte Weiſe, wir dem Mahomet und ſie Chriſto nachzuahmen ſcheinen; ſie beten, ſie faſten, ſie bedienen ſich einer ſehr ſimpeln, ja der allerſimpelſten Tracht, ſie enthalten ſich des Mordes, der Glücksſpiele, des Ehebruchs, und der abſcheulichſten Läſterungen gegen Gott, von welchen vier Laſtern hauptſächlich die Völker der Chriſtenheit, faſt ganz und gar überſchwemmt ſind. Und was ſagt man, wenn man die Ehrbarkeit ihrer Weiber, und die Verehrung ihrer Tempel betrachten will? Was endlich die Wunder anbelangt, ſo behaupten ſie, daß wir nur erzehlte Wunder haben, ſie aber noch bis jetzt gegenwärtige. Einige enthalten ſich viele Tage lang des Eſſens; andre brennen ſich mit Feuer, und zerfleiſchen ſich mit Eiſen, ohne das geringſte Zeichen eines Schmerzes von ſich zu geben.

Viele

Viele können durch den Bauch reden, welche ehedem Engaſtrimuthi genennt wurden; dieſes aber können ſie beſonders alsdenn, wenn ſie gewiſſe Orgia begehen, und ſich im Kreiſe herumdrehen. So wie es mit dieſen drey Punkten ſeine völlige Richtigkeit hat, indem ſie, wie wir oben erinnert haben, natürlicher, obgleich wunderſamer Weiſe zugehen; ſo iſt es hingegen eine bloſſe Erdichtung, daß bey ihnen auch Kinder von Weibern, ohne Beyſchlaf, gebohren würden. Auch ſogar ihre Heiligen haben ſie, welche durch wunderbare Hülfleiſtungen berühmt ſind; den Sedichaſim zum Siege; den Vanus zum Frieden; den Aſcichus zur Wiederverſöhnung der Eheleute; den Mirtſchinus zur Bewahrung des Viehes; den Chidirelles für die Reiſenden, der auf einem bunten Pferde ſitzend, ihnen begegnen, und den rechten Weg zeigen ſoll. Sie heben auch noch die Schuh desjenigen auf, welcher von einem Könige unſchuldiger Weiſe verdammt, und in einem glühenden Ofen geworfen worden, gleichwohl aber, nach Art der drey Männer im

Feuer,

Feuerofen, deren die heilige Schrift gedenkt, unverſehrt davon gekommen ſey. Ganz bekannt iſt endlich auch das Wunder des Mirathbeg, eines türkiſchen Regenten, welchen die Lateiner Amurath nennen, wodurch er aus einem groſſen und kriegeriſchen Könige, ein Prieſter geworden iſt, und ſich freywillig in ein Kloſter eingeſchloſſen hat. — — „

So weit gehet der Streit, den Cardan die vier Religionen unter einander führen läßt. Noch ſind einige Perioden davon übrig, die ich aber noch wenig Augenblicke verſparen will, um die Rettung meines Philoſophen deſto beſſer in die Augen fallender zu machen. Man erlaube mir vor allen Dingen einige Anmerkungen über das, was man geleſen hat, zu wagen.

Warum verdammt man eigentlich dieſe Stelle? Iſt die Vergleichung der verſchiednen Religionen, an und vor ſich ſelbſt, ſtrafbar; oder iſt es nur die Art, mit welcher ſie Cardan unternommen hat?

Das

Das erste, wird man sich wohl nicht in den Sinn kommen lassen, zu behaupten. Was ist nöthiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher als Ueberzeugung, ohne vorhergegangene Prüfung? Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eignen Religion schon zureiche; daß es nicht nöthig sey, die Merkmahle der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an andern aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. — — Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diese kennen. Und benimmt man sich nicht, durch die Anpreisung dieser einseitigen Untersuchung, selbst die Hofnung, daß die Irrgläubigen aus Erkenntniß unsre Brüder werden können? Wenn man dem Christen befiehlt, nur die Lehren Christi zu untersuchen, so befiehlt man auch dem Mahometaner, sich nur um die Lehre des Mahomets zu bekümmern. Es ist wahr, jener wird darüber

nicht

nicht in Gefahr kommen, einen beſſern Glauben für einen ſchlechtern fahren zu laſſen; allein dieſer wird auch die Gelegenheit nicht haben, den ſchlechtern mit einem beſſern zu verwechſeln. Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein ſchwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilandes ſetzen, der ſich fürchtet, ſie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr kann nichts ſeyn, und auch die Verläumdung hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unſinn, und auf der andern nichts als Vernunft ſehe. Was folgt alſo daraus? Daß der Chriſt, bey der Vergleichung der Religionen, nichts verlieren, der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kann; daß ſie nicht nur, nicht zu unterſagen, ſondern auch anzupreiſen iſt.

Cardan muß alſo in der Art dieſer Vergleichung gefehlt haben. Wir wollen ſehen. Es kann auf eine gedoppelte Art geſchehen ſeyn. Entweder er hat die Gründe der falſchen Religionen all-

allzustark, oder die Gründe der wahren allzuschwach vorgestellt.

Hat er wohl das letztere gethan? — — Ich verlange unpartheyische Leser; und diese sollen es mir sagen: ob einer von allen den unzehlbaren Gottesgelehrten und Weltweisen, welche nach dem Cardan die Wahrheit der christlichen Religion erwiesen haben, einen Grund mehr, oder eben dieselben Gründe stärker vorgetragen hat, als er. Weitläuftiger wohl, aber nicht stärker. Man weiß, daß die vornehmsten derselben die historischen sind; und welche Art von ihnen vermißt man hier? Man kann dieser Arten drey annehmen. Historische Gründe, welche aus den Zeiten vor der Menschwerdung des Heilandes hergenommen sind; historische Gründe aus den Zeiten des Heilandes selbst, und endlich historische Gründe aus den Zeiten die nach ihm gefolgt sind. Die ersten sind diejenigen, die uns die Propheten an die Hand geben; die andern sind die, welche auf den Wundern unsers Erlösers beruhen; und die dritten werden aus der Art,

wie die christliche Religion ausgebreitet worden, hergehohlt. Alle diese hat Cardan mit wenig Worten, aber mit sehr nachdrücklichen, berührt. Was kann man von den Vorherkündigungen der jüdischen Propheten stärkers sagen, als dieses: daß sie in Christo so genau erfüllet worden, daß man sie eher für Erzehlungen, die nach geschehener Sache aufgesetzt worden, als für das, was sie sind, halten sollte? Kann die Zweydeutigkeit derselben mit ausdrücklichern Worten geleugnet werden? Ich will nicht hoffen, daß man mit liebloſen Vermuthungen so weit gehen werde, daß man behaupte, Cardan habe, eben durch diesen Zusatz, sie verdächtig machen, und ganz von weitem anzeigen wollen, für was man sie eigentlich zu halten habe. So unsinnig kann kein vernünftiger Mann seyn, welcher es weis, daß noch jetzo ein ganzes Volk ihr unverfälschtes Alterthum, zu seiner eignen Widerlegung, behauptet. — Auch von den Wundern Christi spricht unser Philosoph sehr scharfsinnig, und bemerkt zwey Dinge dabey, deren eines bey den

Wun-

Wundern der falſchen Religionen immer man-
gelt. Er behauptet, daß ſie wirkliche Wunder
ſind, und behauptet, daß ſie, als ſolche, von
glaubwürdigen Zeugen bekräftiget worden. Er
unterſcheidet ſie alſo von den Täuſchereyen eines
gelehrten Betrügers, welcher einem unwiſſenden
Pöbel das Seltene für das Göttliche, und das
Künſtliche für das Wunderbare verkauft. Er
unterſcheidet ſie auch ferner von den Prahlereyen
der Schwärmer, die wer weiß was wollen gethan
haben; nur Schade, daß es niemand geſehen hat.
Kann man ihre Glaubwürdigkeit beſſer, oder
kann man ſie nur anders beweiſen? — Endlich
ſehe man auch, wie gründlich er von dem Be-
weiſe aus der Fortpflanzung der chriſtlichen Reli-
gion redet. Er berührt nichts davon, als was
wirklich eine ſchlieſſende Kraft hat; und läßt
alles Zweifelhafte weg. Er ſagt: ſie ward von
armen Leuten gepredigt; man kann ſie alſo aus
keinen eigennützigen Abſichten angenommen ha-
ben: und dieſe armen Leute waren noch dazu
unwiſſend, folglich waren ſie denen, die ſie

bekehrten, am Verſtande nicht überlegen, und was ſie vermochten, war einer höhern Kraft zuzuſchreiben. Er bemerkt den Widerſtand der ihnen natürlicher Weiſe unüberwindlich geweſen wäre; und bemerkt auch etwas, welches ich nur von wenigen bemerkt finde. Dieſes nehmlich, daß unſre Religion auch alsdann nicht aufgehört hat, ſich die Menſchen unterwürfig zu machen, da ſie von innerlichen Sekten zerriſſen und verwirret war. Ein wichtiger Umſtand! Ein Umſtand, welcher nothwendig zeigt, daß in ihr etwas ſeyn müſſe, welches unabhänglich von allen Streitigkeiten ſeine Kraft zu allen Zeiten äuſſert. Und was kann dieſes anders ſeyn, als die immer ſiegende Wahrheit? Cardan läßt bey dieſem Beweiſe nichts weg, als das, was ich wünſchte, daß man es immer weggelaſſen hätte. Das Blut der Märtyrer nehmlich, welches ein ſehr zweydeutiges Ding iſt. Er war in ihrer Geſchichte, ohne Zweifel, allzuwohl bewandert, als daß er nicht ſehr viele unter ihnen bemerken ſollte, die eher Thoren und Raſende genannt zu wer-

werden verdienen, als Blutzeugen. Auch kannte er ohne Zweifel das menſchliche Herz zu gut, als daß er nicht wiſſen ſollte, eine geliebte Grille könne es eben ſo weit bringen, als die Wahrheit in allem ihren Glanze. Kurz, er iſt nicht allein ein ſtarker Verfechter des chriſtlichen Glaubens, ſondern auch ein vorſichtiger. Zwey Dinge, die nicht immer beyſammen ſind. — — Man betrachte noch das Uebrige! Cardan hätte es bey den hiſtoriſchen Gründen können bewenden laſſen; denn wer weis nicht, daß, wenn dieſe nur ihre Richtigkeit haben, man ſonſt alle Schwierigkeiten unter das Joch des Glaubens zwingen müſſe? Allein er iſt zu klug, dieſe Aufopferung der Vernunft, ſo gerade hin, zu fordern. Er behauptet vielmehr, daß die ganze Lehre Chriſti nichts enthalte, was mit der Moral und mit der natürlichen Weltweisheit ſtreite, oder mit ihr in keine Einſtimmung könne gebracht werden: nihil continent praecepta Chriſti a philoſophia morali aut naturali *obſonum*, ſind ſeine eigne Worte. Das iſt alles, was man verlangen kann! Man

sage nicht, daß er dadurch auf einer andern Seite ausgeschweift sey, und unsrer Religion ihre eigenthümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft, vor sich allein, nicht kommen kann, absprechen wolle. Wenn dieses seine Meinung gewesen wäre, so würde er sich ganz anders ausgedrückt haben; die Lehre Christi, hätte er sagen müssen, enthält nichts anders, als was die Moral und natürliche Philosophie enthält; nicht aber: was sie enthält, harmonirt mit diesen. Zwey ganz verschiedne Sätze! Besonders dringt er auf die Vortreflichkeit der christlichen Moral, und sagt klar, daß nur Christus das vollkommenste Muster aller Tugenden sey: illius vitam aequare nemo quamvis optimus, imitari autem quilibet potest. Quid potest? Imo quantum ab illius exemplo abscedis, tantum nefarii moris induis. Man wäge diese Worte, die ich vielleicht in der Uebersetzung zu schwach gegeben habe! Aber man sage mir nun endlich auch, ob man mehr Gutes von unsrer Religion sagen könne? Wer mehr Gründe verlangt, verräth, meines Erachtens

achtens, Luſt, gar keine Statt finden zu laſſen; und wer mehrere beybringt, Begierde, lieber viele und ſchlechte, als wenige und gute zu haben. Mit einem Worte, ich halte dieſe Stelle des Cardans für den gründlichſten Auszug, den man aus allen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion, die, vor ihm und nach ihm, ſind geſchrieben worden, machen kann.

Noch iſt der zweyte Fall zurück. Wann Cardan die Gründe für die Wahrheit nicht geſchwächt hat, ſo kann er doch der Lügen Farbe und Leben gegeben, und ſich dadurch verdächtig gemacht haben. Auch dieſes verdient erwogen zu werden.

Vor allen Dingen frage ich alſo: ob es erlaubt ſey, bey Unterſuchung der Wahrheit, ſich die Unwiſſenheit ſeines Gegners zu Nutze zu machen? Ich weiß wohl, daß man in bürgerlichen Händeln nicht nöthig hat, ſeinem Widerſacher Beweiſe gegen ſich an die Hand zu geben, ohne die er ſeine Sachen ſogleich verlieren müßte. man würde vielmehr denjenigen für einen Ra-

ſenden halten, der es thäte, wann er nicht gewiß wäre, daß er alles und jedes auf das augenſcheinlichſte widerlegen könne. Aber warum? Weil ſein Verluſt nothwendig mit des andern Gewinne verbunden iſt; und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als daß er mit ſeinem Ausſpruche auf diejenige Seite tritt, welche das meiſte Recht vor ſich zu haben ſcheinet. Dieſes aber findet ſich, bey den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man ſtreitet zwar um ſie; allein es mag ſie der eine oder der andre Theil gewinnen, ſo gewinnt er ſie doch nie für ſich ſelbſt. Die Parthey welche verlieret, verlieret nichts als Irrthümer; und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern, Theil nehmen. Die Aufrichtigkeit iſt daher das erſte, was ich an einem Weltweiſen verlange. Er muß mir keinen Satz deswegen verſchweigen, weil er mit ſeinem Syſtem weniger überein kömmt, als mit dem Syſtem eines andern; und keinen Einwurf deswegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf ant-

antworten kann. Thut er es aber, ſo iſt es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geſchäfte macht, und ſie in die engen Grenzen ſeiner Untrüglichkeit einſchlieſſen will. — Dieſe Anmerkung alſo voraus geſetzt, möchte ich doch wiſſen, wie man eine ernſthafte Beſchuldigung daraus machen könne, wenn ein Philoſoph auch die falſchen Religionen, und allergefährlichſten Sophiſtereyen in das allervortheilhafteſte Licht ſetzt, um ſich die Widerlegung, nicht ſowohl leicht, als gewiß zu machen? Ich möchte doch wiſſen, was denn nunmehr daraus folgte, wann es auch wahr wäre, daß Cardan, den heidniſchen, jüdiſchen und türkiſchen Glauben, mit ſo vielen und ſtarken Gründen unterſtützt hätte, daß auch die allerfeinſten Köpfe von ihren eignen Anhängern nichts mehr hinzu thun könnten? Würden ſie deswegen weniger falſch bleiben, oder würde unſer Glaube deßwegen weniger wahr werden? — Doch es fehlt viel, daß Cardan dieſes gethan habe, daß ich ihm vielmehr, zu meinem groſſen Leidweſen, gleich das Gegentheil Schuld geben muß.

Ich behaupte alſo, er ſey mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren, als mit der chriſtlichen; die übrigen alle hat er mit den allerſchlechteſten Gründen unterſtützt, und mit noch ſchlechtern widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurtheile zu ſeyn, um hierin mit mir überein zu kommen. Ich will von der heidniſchen nichts, und von der jüdiſchen nur wenig gedenken. Wider dieſe läßt er die übrigen drey den Einwurf machen: daß Gott dasjenige nicht könne gefallen haben, was er habe laſſen untergehen. Iſt ſie denn untergegangen die jüdiſche Religion? Wie wann ihr jetziger Zuſtand, nichts als eine verlängerte Babyloniſche Gefangenſchaft wäre? Der Arm, der ſein Volk damals rettete, iſt noch jetzt ungeſchwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams die Schwierigkeit, die Nachkommenſchaft dieſes Frommen wieder in ihr Erbtheil zu führen nur darum ſich ſo häuffen, und nur darum unüberſteiglich werden laſſen, um ſeine Mac und Weisheit in einem deſto herrlichern Glan zur Beſchämung ihrer Unterdrücker, an

Tag zu legen. Irre dich nicht, Cardan, würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Israelite geantwortet haben; unser Gott hat uns so wenig verlassen, daß er auch in seinen Strafgerichten, noch unser Schutz und Schirm bleibt. Wann er nicht über uns wachte, würden wir nicht längst von unsern Feinden verschlungen seyn? Würden sie uns nicht längst von dem Erdboden vertilgt, und unsern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöschet haben? In alle Winkel der Welt zerstreut; und überall gedrückt, beschimpft und verfolgt, sind wir noch eben die, die wir, vor tausend und viel mehr Jahren, gewesen sind. Erkenne seine Hand, oder nenne uns ein zweytes Volk, das dem Elende so unüberwindliche Kräfte entgegen setzt, und bey allen Trübsalen den Gott anbetet, von dem diese Trübsalen kommen; ihn noch nach der Weise ihrer Väter anbetet, die er mit Guten überschüttete. Was dieser Gott zu dem Satan sagte, als er seinen Mann, Hiob, auf die Probe stellen wollte: Siehe da, er sey in deiner Hand,

doch

doch ſchone ſeines Lebens! eben das ſprach er zu unſern Feinden: mein Volk ſey in eurer Hand, doch ſchonet ſeines Lebens! da ſind die Grenzen eures Tobens; da iſt das Ufer, an welchem ſich die Wellen eures Stolzes brechen ſollen! Bis hierher und nicht weiter! Fahrt nur fort uns zu plagen; machet der Bedrängniſſen kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr ſucht. Er hat ein ſchonet geſprochen; und was er ſpricht iſt wahr. Umſonſt werden Bildads und Zophars, aus unſerm eignen Geſchlechte, aufſtehen, und an unſrer guten Sache zweifeln; umſonſt werden uns unſre eigne Weiber zuruffen: haltet ihr noch feſt an eurer Frömmigkeit? Ja, ſegnet Gott und ſterbt! Wir wollen ihm nicht ſegnen; denn endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren, und unſer Gefängniß wenden, und uns zweyfältig ſo viel geben, als wir gehabt haben. — — Ich will meinen Iſraeliten nicht weiter reden laſſen; es ſey nur eine Probe, wie leicht er die Trugſchlüſſe des Cardans widerlegen könnte. Und eben ſo

leicht

leicht würde ihn auch der Mahometaner eintreiben, gegen deſſen Glauben er noch ungerechter geweſen iſt. Ungerecht ſollte ich zwar vielleicht nicht ſagen; weil Unwiſſenheit, ohne Zweifel, mehr Schuld daran hat, als der böſe Wille. Die Nachrichten, die man zu ſeinen Zeiten, von dem Mahomet und deſſen Lehren hatte, waren ſehr unzulänglich, und mit tauſend Lügen vermengt, welche die chriſtlichen Polemici deſto lieber für Wahrheiten annahmen, je ein leichteres Spiel ſie dadurch erhielten. Wir haben nicht eher eine aufrichtige Kenntniß davon erhalten, als durch die Werke eines Reland und Sale; aus welchen man am meiſten erkannt hat, daß Mahomet eben kein ſo unſinniger Betrüger, und ſeine Religion eben kein bloſſes Gewebe übel an einander hangender Ungereimtheiten und Verfälſchungen ſey. Aber bey dem allen iſt Cardan noch nicht entſchuldiget: er, der ſich um ſo viel unbekannte Sachen bekümmerte, hätte ſich auch hierum erſt bekümmern können, ehe er eine Vergleichung wagte, die eine völlige Erkenntniß vorausſetzt,

wenn

wenn sie einem Philosophen nicht unanständig
seyn soll. Und was würde er wohl haben erwie-
dern können, wann sich ein Muselmann, der
eben der gelehrteste nicht zu seyn braucht, folgen-
der Gestalt mit ihm eingelassen hätte: "Man
sieht es wohl, mein guter Cardan, daß du ein
Christ bist, und daß dein Vorsatz nicht sowohl
gewesen ist, die Religionen zu vergleichen, als
die christliche, so leicht als möglich, triumphiren
zu lassen. Gleich Anfangs bin ich schlecht mit
dir zufrieden, daß du die Lehren unsers Maho-
mets in eine Classe setzest, in welche sie gar nicht
gehören. Das, was der Heide, der Jude und
der Christ seine Religion nennet, ist ein Wirr-
war von Sätzen, die eine gesunde Vernunft ni
für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen sic
alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglich
keit noch nicht einmal erwiesen ist. Durch die
wollen sie Wahrheiten überkommen haben,
vielleicht in einer andern möglichen Welt,
nicht in der unsrigen, Wahrheiten seyn könn
Sie erkennen es selbst, und nennen sie d

Geheimnisse; ein Wort, das seine Widerlegung gleich bey sich führet. Ich will sie dir nicht nennen, sondern ich will nur sagen, daß eben sie es sind, welche die allergröbsten und sinnlichsten Begriffe von allem, was göttlich ist, erzeugen; daß sie es sind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, sich seinen Schöpfer auf eine anständige Art zu gedenken; daß sie es sind, welche den Geist zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen, und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennet. Diesem gebt ihr die Schlüssel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr sie mit genauer Noth zu einer etwannigen Begleiterin desselben gemacht! Die Verehrung heiliger Hirngespenster, macht bey euch ohne Gerechtigkeit selig; aber nicht diese ohne jene. Welche Verblendung! Doch dem Propheten selbst ist es nur zum Theil geglückt, euch die Augen zu eröfnen, und ich sollte es unternehmen? Wirf einen Blick auf sein Gesetz! Was findest du darin, das nicht mit der allerstrengsten Vernunft übereinkom-

komme? Wir glauben einen einzigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, deren eine uns, nach Maaßgebung unsrer Thaten, gewiß treffen wird. Dieses glauben wir, oder vielmehr, damit ich eure entheiligten Worte nicht brauche, davon sind wir überzeugt, und sonst von nichts. Weißt du also, was dir obliegt, wann du wider uns streiten willst? Du mußt die Unzulänglichkeit unsrer Lehrsätze beweisen! Du mußt beweisen, daß der Mensch zu mehr verbunden ist, als Gott zu kennen, und tugendhaft zu seyn; oder wenigstens, daß ihm beydes die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwatze nicht von Wundern, wann du das Christenthum über uns erheben willst. Mahomet hat niemals dergleichen thun wollen; und hat er es denn auch nöthig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, und das eine Unbegreifliche mit dem andern wahrscheinlich zu machen. Der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probier-

ein jeder bey ſich führet. Wann einer aufſtehet, und ſagt: ich bin der Sohn Gottes; ſo iſt es billig, daß man ihm zuruft: thue etwas, was ein ſolcher nur allein thun könnte! Aber wenn ein andrer ſagt: es iſt nur ein Gott, und ich bin ſein Prophet; das iſt, ich bin derjenige, der ſich beſtimmt zu ſeyn fühlet, ſeine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennet, zu retten; was ſind da für Wunder nöthig? Laß dich alſo das Beſondere unſrer Sprache, das Kühne in unſrer Art zu denken, welche den geringſten Satz in blendende Allegorien gern einſchließt, nicht verführen, alles nach den Worten anzunehmen, und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir ſelbſt ſehr betroffen ſeyn würden, wenn es in der That Wunder wären. Wir ſchenken euch gar gerne dieſe übernatürlichen — — — ich weiß nicht, wie ich ſie nennen ſoll? Wir ſchenken ſie euch, ſage ich, und danken es unſerm Lehrer, daß er ſeine gute Sache nicht dadurch hat verdächtig machen wollen. Auch wirf uns nicht die Gewalt der Waffen vor, bey

deren Unterſtützung Mahomet predigte. Es iſt
wahr, er und ſeine Anhänger haben ſehr viel,
und Chriſtus und ſeine Apoſtel haben gar kein
Blut vergoſſen. Aber glaubſt du wohl, daß das,
was bey euch eine Grauſamkeit geweſen wäre,
es bey uns nicht iſt? Gieb Acht, es wird auf
das vorige hinauskommen! Wann der, welcher
unbegreifliche Dinge vorträgt, die ich höchſtens
nur deswegen glauben kann, weil ich ihn für
einen ehrlichen Mann halte, der mich nicht hin-
tergehen wird; wann der, ſage ich, den Glau-
ben mit dem Schwerdte erzwingen will, ſo iſt
er der verabſcheuungswürdigſte Tyrann, und
ein Ungeheuer, das den Fluch der ganzen Welt
verdienet. Wann aber der, welcher die Ehre
des Schöpfers rettet, halsſtarrige Verruchte
findet, die nicht einmal das, wovon die ganz
Natur zeuget, die nicht einmal ſeine Einheit k
kennen wollen, und dieſe von dem Erdboo
vertilgt, den ſie entheiligen, ſo iſt er kein
rann; er iſt — — wann du ihn ja keinen
pheten, der Friede verkündiget, nennen w

nichts als ein rächendes Werkzeug des Ewigen. Oder glaubſt du in der That, daß Mahomet und ſeine Nachfolger ein ander Bekänntniß von den Menſchen gefordert haben, als das Bekänntniß ſolcher Wahrheiten, ohne die ſie ſich nicht rühmen können, Menſchen zu ſeyn. Weißt du was Abu Obeidach an die von Jeruſalem ſchrieb, als er dieſen heiligen Ort belagerte? „Wir verlangen von euch, zu bezeugen, daß „nur ein Gott und Mahomet ſein Apoſtel iſt, „und daß ein Tag des Gerichts ſeyn wird, da „Gott die Todten aus ihren Gräbern erwecken „will. Wann ihr dieſes Zeugniß ablegt, ſo iſt „es uns nicht erlaubt, euer Blut zu vergieſſen, „oder uns an eurem Haab und Gut, oder Kin„dern zu vergreiffen. Wollt ihr dieſes ausſchla„gen, ſo bewilliget Tribut zu bezahlen, und uns „unterwürfig zu ſeyn: ſonſt will ich Leute wider „euch bringen, welchen der Tod ſüſſer iſt, als „euch der Wein und das Schweinefleiſch. — *)

*) Okley aus einer geſchriebenen arabiſchen Geſchichte des heiligen Landes.

Siehe, dieſe Aufforderung ergieng an alle! Nun ſprich, verdienten die zu leben, welche nicht einmal die Einheit Gottes und die Zukunft des Gerichts bekennen wollten? Stoſſe dich nicht daran, daß man von ihnen auch verlangte, den Mahomet für einen Geſandten Gottes zu erklären. Dieſe Clauſel mußte beygefügt werden, um zu erſehen, ob ſie auch die Einheit Gottes recht eigentlich annehmen wollten; denn auch ihr behauptet ſie anzunehmen, aber wir kennen euch! Ich will nicht weiter in dich dringen; aber lachen muß ich noch zuletzt über dich. Du glaubſt, daß wir die ſinnlichen Vorſtellungen des Paradieſes nach den Buchſtaben verſtehen. Sage mir doch, wenn ich euren Koran recht geleſen habe, verſteht ihr die Beſchreibung eures himmliſchen Jeruſalems auch nach den Buchſtaben? — — "

Doch ich glaube, das heißt lange genug einen andern reden laſſen. Ich ergreife das Wort wieder ſelbſt, und ſage, daß es mich, bey ſo geſtalten Sachen, nicht wundern würde, wann beſonders die Mahometaner den guten Cardan,

im

im Fall, daß ſie ihn einmal kennen lernten, unter ihre boshafteſten Verläumder rechnen ſollten; daß es mich aber ſehr wundert, wann die Chriſten ihn unter die ihrigen rechnen.

Ich habe alſo noch den letzten Schritt zu thun. — — Je nun, wird man, ohne Zweifel, ſagen, ſo mag denn die Stelle ſelbſt ſo unſchuldig ſeyn, wie ſie will; genug daß Cardan durch einen gottloſen Schluß ſein Innerſtes nur allzu unglücklich verrathen hat. Das Igitur his arbitrio victoriae relictis, iſt ſo erſchrecklich, daß gewiß keine Wendungen zureichen werden, es zu etwas beſſern, als zu einer Geringſchätzung alles Göttlichen zu machen.

Da ſey Gott vor, daß ich Wendungen brauchen wollte! Die Stelle muß ſich ſelbſt retten, oder ich will derjenige ſeyn, welcher am meiſten wider ſie eifert. Man gehe alſo einen Augenblick zurück, und ſehe wo ich oben auf der 110ten Seite aufhörte. Und ſich freywillig in ein Kloſter eingeſchloſſen hat; waren die letzten Worte. Auf dieſe nun folgen unmittelbar fol-

folgende, die ich, der gröſſern Glaubwürdigkeit wegen, in ihrer Sprache anführen will. Sed utinam tam facile eſſet, arma illorum ſuperare, quam haec obiecta diluere. Verum res ad arma traducta eſt, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Doch wollte Gott, heißt dieſes, daß man ihre Waffen eben ſo leicht überwinden könnte, als man dieſe ihre Einwürfe zunichte machen kann. Allein die Sache iſt zu den Waffen gekommen, wo der ſtärkere Theil mehrentheils den beſſern überwindet. — — Nunmehr verläßt Cardan auf einmal dieſe Materie, und wendet ſich zu den Verſchiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt. Die Worte aber, die er zu dem Uebergange braucht, ſind die ſo oft verdammten Worte: Igitur his arbitrio victoriae relictis, ad provinciarum diſcrimina tranſeamus.

Wenn ich ein Mann von Ausrufungen wäre, ſo würde ich mich jetzt ganz und gar darinn erſchöpfen. Ich würde mit manchem O und Ach zu verſtehen geben, daß auch nicht das allerdeutlichſte vor liehloſen Verdrehungen ſicher ſey

Ich

Ich würde den guten Cardan bejammern; ich würde allen ehrlichen Gelehrten wünſchen, daß ſie der liebe Gott ja für Neider behüten möge, die lieber die Regeln der Grammatik nicht kennen, als nicht verläumden wollen.

Doch ich will alles dieſes nicht thun, ſondern bloß die Stelle in ihrem Zuſammenhange noch einmal herſetzen: Verum res ad arma traducta eſt, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Igitur his arbitrio victoriae relictis, tranſeamus &c. O ſagen Sie mir doch, meine Herren, Scaliger, Merſennus, Morhof, de la Monnoye, Vogt, Salthenius, Freytag, Schwarz, worauf geht denn *his*? Warum ſoll es denn auf den Inhalt zweyer vorhergehenden Seiten gehen, und warum nicht auf arma? Warum ſoll es denn heiſſen: ich will es auf das gute Glück ankommen laſſen, welche von den vier Religionen den Vorzug behaupten wird; und warum denn nicht vielmehr: wir müſſen es dem Glücke überlaſſen, ob die Waffen der Mahometaner, oder die Waffen der Chriſten die Oberhand, nicht in ihren

Lehrſätzen, ſondern in den Schlachten, davon tragen werden? Iſt denn beydes etwa einerley? Was haben ſie an dem letztern Sinne zu tadeln? Dieſes doch wohl nicht, daß ſie ihre fromme Galle nicht daran auslaſſen können? Wenn ein anderer an meiner Stelle wäre, der würde die ſeinige vielleicht an ihnen auslaſſen.

Alles dieſes iſt ſo klar, daß ich mich wohl hüten will, noch ein Wort hinzu zu ſetzen. Es würde ſcheinen, als ob ich mit meinen Leſern ſelber ſtreiten wollte, die mir ohne Zweifel, gleich bey dem erſten Worte, die ganze Verleumdung eingeräumt haben.

Allein warum hat Cardan gleichwohl dieſe dieſe Worte hernach geändert? — — Als wenn man nur alles änderte, was man ſelbſt für unrecht erkennet; als wenn man es nicht auch oft mit dem allerunſchuldigſten thäte, wenn man ſieht, daß Gegner Gift daraus ſaugen wollen.

Hier würde es vielleicht nicht undienlich ſeyn, zu beſtimmen, in welcher Ausgabe dieſe Veränderung am erſten vorgenommen worden; allein ich muß

muß dieſe Arbeit demjenigen überlaſſen, welchem die Mittel dazu nicht fehlen. Ich habe zu allem Unglücke keine andre Ausgabe bey der Hand, als eine von den jüngſten, wo es nicht gar die allerjüngſte iſt; nehmlich die von 1664 in Baſel bey Emanuel König. Und auch von dieſer kann ich nicht einmal ſagen, nach welcher ältern Ausgabe ſie abgedruckt worden; ich vermuthe aber nach derjenigen, welche Cardan, ohne Zweifel, in dem Jahre 1560 zum zweytenmale überſah; weil ich, ſowohl die zweyte Zuſchrift an den Herzog von Sueſſe, als auch die Actionem primam in Calumniatorem dabey finde. Dem ſey unterdeſſen, wie ihm wolle, ich will ſo viel thun, als ich thun kann, und die Aenderungen bemerken, die Cardan in dieſer ganzen Stelle, nach meiner Ausgabe zu urtheilen, gemacht hat.

Man irret ſich ſehr, wenn man glaubt, daß er nichts als die Worte Igitur his &c. ausgeſtrichen und mit andern, weniger anſtößigen, wenn Gott will! erſetzt habe. Ich bemerke ſonderlich drey Stellen, welche ſich in der Original-Ausgabe

vorzüglich befinden, und in den verbeſſerten weggeblieben ſind. Die erſte iſt die, welche man in vorhergehenden auf meiner 105. Seite findet, wo anſtatt der Worte: und wie abgeſchmackt, bis ſeinen Dienern ſchwöre, Cardan folgende zu ſetzen für gut befunden hat: Abſurda nonne ſunt, quod fingant Deum aſcendere ad coelum e terris, et quod ipſe etiam per Daemones ſervos ſuos juret. Man ſieht alſo, daß er aufrichtig genug geweſen iſt, die abgeſchmackte Beſchuldigung wegzulaſſen, die er daſelbſt dem Korane macht, als ob er lehre, Gott und die Engel beteten für den Mahomet. Allein ich wollte, daß er noch aufrichtiger geweſen wäre und auch das übrige weggelaſſen hätte. Denn was will er damit? Wie kann er dem Korane etwas zur Laſt legen, wovon die heilige Schrift ſelbſt nicht frey iſt? Wird nicht auch in dieſer, von dem Herauf- und Herabſteigen Gottes unzähligemahl geredet? Und wenn ſchon nicht darin geſagt wird, daß Gott bey dem Himmel und bey der Erde ſchwöre; ſo ſchwört er doch bey ſeiner Seele. Ein Ausdruck der,

ohne

ohne Zweifel, auch ſeine Erklärungen nöthig hat. Die zweyte Stelle iſt der ganze erſte Beweisgrund der Mahometaner, welcher von der Einheit Gottes, deren Verleugnung ſie den Chriſten Schuld geben, hergenommen iſt (Siehe oben S. 106. von: Nun haben aber auch ꝛc. bis S. 107. der zweyte Beweisgrund kömmt.) Alles dieſes hat er in wenig Worte folgender Geſtalt zuſammen geſchmolzen: At Mahumetani et ipſi monumenta habent. Primum quod Chriſtiani non eam quam ipſi in Deo ſimplicitatem colant, et quod Chriſticolae imagines venerentur, videanturque Deorum non Dei unius cultores. Die dritte Stelle iſt endlich die, wo Cardan von den Heiligen der Mahometaner redet, und von der ich in meiner Ausgabe nicht die geringſte Spur ſehe. Sie geht oben S. 109 von: Auch ſogar Heilige haben ſie bis zu Ende des ganzen Ortes, S. 110 eingeſchloſſen hat. — — Von dieſen drey Veränderungen kann man ohne viel Mühe einen Grund angeben, allein was ich von der vierten, die ich gleich anführen will, ſagen ſoll, weis

weich ich nicht. Ich finde nehmlich, daß er auch diejenige Worte, die zur Rettung ſeiner guten Geſinnung ſo vortreflich ſind, nehmlich: Sed utinam tam facile eſſet, arma illorum ſuperare, quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta eſt, quibus plerumque major pars vincit meliorem, gänzlich weggelaſſen hat. Er bricht da ab, wo ich auf der 110ten Seite abgebrochen habe, und ſetzt anſtatt des berüchtigten Ueberganges nichts als die kahlen Worte: Sed haec parum philoſophos attinent, pro quibus inſtitutus eſt ſermo: ad provinciarum miracula tranſeamus.

Ich nenne dieſe Worte hoffentlich mit Recht kahl, und wer weiß, ob ich ihnen nicht noch ein härter Beywort geben ſollte. Dem guten Cardan iſt es wie hundert andern Gelehrten gegangen, die ſich eben ſo wenig, als er, auf das Verbeſſern verſtanden haben. Setzt er nicht offenbar für etwas anſtößiges, noch etwas anſtößigers? Was hindert es, ſein haec parum philoſophos attinent zu überſetzen: Was hat ſich ein Philoſoph um die Religionen zu bekümmern? Was

Was geht ihm das abergläubiſche Zeug an? Ich weis wohl, ſeine Meinung iſt ſo arg nicht, und er will weiter nichts ſagen, als: Dieſes geht diejenigen Weltweiſen, für die ich hier ſchreibe, die Naturforſcher nehmlich, weniger an. Er meint alſo nicht die Weltweiſen überhaupt, für welche die Religionen allerdings ein ſehr würdiger Gegenſtand ſind. Allein nimmt man denn Gründe an, wenn man verdrehen will?

Ich will nur noch ein Paar Worte von der Ordnung, in welcher die verſchiedenen Ausgaben der Bücher de ſubtilitate, auf einander gefolgt ſind, beyfügen, und alsdann mit einer Anmerkung ſchlieſſen, die vielleicht von einigen Nutzen ſeyn kann. Die erſte Ausgabe iſt ohne allen Streit die oben angeführte von 1550 in Nürnberg. Für die zweyte hält Herr Freytag eine Ausgabe von Baſel, ohne Jahrzahl in Folio; für die dritte, die von 1554 gleichfalls in Baſel bey Ludowico Lucio; und für die vierte, die von 1560 welche in 8vo an ebendenſelben Orte herausgekommen iſt. Ueber dieſe Folge wird

wird er mir erlauben, einige Anmerkungen zu machen. I. Cardan ſagt es ausdrücklich ſelbſt, in ſeiner Actione prima auf der 728. S., daß die zweyte Ausgabe ſeines Buchs, 1554, und zwar im Anfange des Jahrs, erſchienen ſey. De la Monnoye, welchen Herr Freytag tadelt, könnte alſo doch wohl Recht haben, wenn er behauptet, daß die anſtößigen Worte in derſelben wären verbeſſert worden. Doch ich muß auch dieſes zu Herrn Freytags Entſchuldigung ſagen, daß Cardan wenn er die Ausgabe von 1554 die zweyte nennet, dadurch ohne Zweifel nicht ſagen wolle, als ob die erſte niemals nachgedruckt worden ſey; er nennt ſie die zweyte, weil alle die vorhergehenden, als von einer einzigen Originalausgabe abgedruckt, nur für eine, in Anſehung des unveränderten Innhalts, anzuſehen ſind. II. Weil aber doch auf der Baſelſchen Ausgabe in Folio ohne Jahrzahl, ſehr vieler Verbeſſerungen gedacht wird, weil man auch ſogar die Actio prima auf den Titel genennet findet, ſo irret ſich Herr Freytag ganz gewaltig, wenn er ſie für die

zwey-

zweyte halten will. Wie iſt das möglich? Hat dieſer Bücherkenner vergeſſen, daß erſt 1557 des Scaligers Exercitationes herausgekommen ſind, und daß alſo die Actio prima, welches eine Antwort darauf ſeyn ſoll, von noch ſpäterm Datο ſeyn muß? III. Warum aber auch nicht, nach des Herrn Freytags Art zu rechnen, die Ausgabe von 1554 die dritte ſeyn kann, iſt dieſes der Grund, weil Cardan ſelbſt, auf der 791. S. der Actio prima von einer prima et ſecunda Norimbergenſi, desgleichen von einer Lugdunenſi und Lutetiana redet: Von der Lugdunenſi nun weis ich es gewiß, daß dieſe 1551 in Octav ans Licht getreten ſey, weil ſie der Verfaſſer, des in dem Xten Theile der Obſervationum Hallenſium befindlichen Aufſatzes de libris raris ausdrücklich anführt. Ueberhaupt vermuthe ich, daß man aus dieſen und vielen andern dabey vorkommenden Schwierigkeiten ſich ſchwerlich jemals werde helfen können, weil die Buchhändler ohne Zweifel auch hier, ein Stückchen nach gelehrter Art geſpielt, und um einerley Ausgabe mehr als einen Titel gedruckt haben.

Ich

Ich komme endlich auf die Anmerkung, mit welcher ich schließen will. Diese Beschuldigung des Cardans, welche ich hoffentlich unwidersprechlich zu Schanden gemacht, haben unsre Litteratores aus den Händen der Katholiken; besonders eines hitzigen Mersennus. Ich will ihnen rathen, daß sie alles, was sie diesen Glaubensgenossen abborgen, vorher wohl untersuchen, ehe sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Diese Herren haben oft besondere Ursachen, dem und jenem Verfasser einen Schandfleck anzuhängen, welche bey uns wegfallen. Cardan zum Exempel, läßt die Vielheit der Götter in der streitigen Stelle, auf eben die Art vertheidigen, wie sie die Heiligen zu vertheidigen pflegen, dergleichen er auch den Mahometanern beylegt. Sollte dieses die Katholiken nicht etwa weit mehr verdrossen haben, als alles andre; Allein sie waren vielleicht zu klug, um nicht einen andern Vorwand zu suchen. Ich bitte dieses zu überlegen.

Rettung
des
INEPTI RELIGIOSI,
und
seines ungenanten Verfassers.

Rettung des Inepti Religiosi, und ſeines ungenannten Verfaſſers.

Dieſe ganze Rettung wird wider den Herrn Paſtor Vogt gerichtet ſeyn; oder vielmehr ſie wird dieſen Gelehrten Gelegenheit geben, ſich eines Umſtandes wegen zu erklären, welcher, wenn er ihm erſt nach ſeinem Tode ſollte zur Laſt gelegt werden, ſeiner Aufrichtigkeit einen ziemlichen Stoß geben könnte. Ich habe für ſeine Verdienſte alle Hochachtung; ja eben dieſe Hochachtung iſt es, welche mich, dieſen Schritt zu thun, bewegt.

Zur Sache! Der Herr Vogt gedenkt in ſeinem Verzeichniſſe rarer Bücher, in dem Buchſtaben J. einer Scharteke, welche, zu Anfange

der zweyten Helfte des vorigen Jahrhunderts, in Lateiniſcher Sprache, unter folgendem Titel ans Licht gekommen iſt: Ineptus Religioſus ad mores horum temporum deſcriptus M. I. S. Anno 1652. In Duodez, auf zwey Bogen. Das Urtheil, welches er davon fällt, iſt folgendes: „ein höchſt ſeltnes aber böſes und gottloſes Büchelchen. Dem Exemplare, welches mir der „Herr Görin: Superintendent in Minden, aus „ſeiner zahlreichen Bibliothek mitgetheilet hat, „war folgendes am Rande beygeſchrieben: „Mente cares, ſi res tibi agitur ſeria: rurſus fronte „cares, ſi ſic ludis amicè Faber. Hæc ſunt Eraſmi „verba, alia occaſione prolata, in hunc libellum „optime quadrantia. Eb. die vermiſchte Hamburgiſche Bibl. Band III. S. 581. Ich will „dasjenige daraus herſetzen, was man in dem „45. Paragrapho lieſet, und was den Sinn „des Verfaſſers verräth: Omnes quæſtiones & „controverſias ab ovo, quod dicitur, ſemper inci„pito. Nihil ſuppone; ſemper quæras: an Chri„ſtus fuerit in rerum natura.„

Ich

Ich habe an dieſem Richterſpruche zweyerley von Wichtigkeit auszuſetzen: erſtlich, daß Herr Vogt ſeinem Leſer von dieſer ſeltnen Schrift einen durchaus falſchen Begrif macht; Zweytens, daß er die daraus angeführte Stelle offenbar verfälſcht.

Der erſte Punkt. Herr Vogt macht ſeinen Leſern einen ganz falſchen Begriff davon. Er ſagt, es ſey ein höchſt böſes und gottloſes Büchelchen. Ich aber ſage, es ſey ein ſehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen. Wie werde ich dieſen Gegenſatz am beſten beweiſen? Nicht beſſer, glaube ich, als wenn ich es den unpartheyiſchen Leſer ſelbſt verſuchen laſſe, was es für Wirkungen bey ihm haben werde, wenn er es von einem Ende zum andern leſen ſollte. Dieſes alſo will ich thun; doch um ihn den Verdruß zu erſparen, ſich mit dem ziemlich barbariſchen Lateine, in welchem es geſchrieben iſt, zu plagen, lege ich ihm nichts als einen deutſchen Auszug davon vor. Einen Auszug, ſage ich, und nicht eine Ueberſetzung; damit ich in jenem das Gift,

wenn anders welches darinnen ist, so nahe zusammen bringen kann, als möglich: und damit dieses auf einem Haufen, seine Kräfte gewiß äußere, wann es anders welche äußern kann.

Ich sage also, daß der Ineptus Religiosus eine kleine Schrift ist, die aus einer Zueignungsschrift, aus 53 Paragraphen, aus einem kleinen Gedichte, und endlich aus einer Stelle des Augustinus bestehet. Man betrachte eines nach dem andern. Zuerst die

Zueignungsschrift.

Hier ist das vornehmste davon. — — —
„ Mein lieber Freund, du befindest dich jetzo außer
„ deinem Vaterlande, in den am Meere liegen-
„ den Ländern Europens; deine größte Begierde
„ geht dahin, daß du, in allen Stücken, einen
„ recht galanten Weltmann, und einen recht
„ grossen Geist aus dir machen mögest. Das
„ ist löblich, und ich halte es für eine Schuldig-
„ keit, dir noch mehr dazu aufzumuntern. Ich
„ will dir so gar mit meinem guten Rathe an die
„ Hand gehen, und dir dasjenige mittheilen, was

„ ich,

„ ich, nach einer neulichen Unterſuchung, für „ das beſte zu ſeyn fand, um ein nicht unwürdi„ ger Gottesgelehrter — — (ſo will ich unter„ deſſen das Wort Religioſus überſetzen.) dieſes „ Jahrhunderts zu werden. Ich weiß gewiß, „ es wird dir ſehr nützlich ſeyn, und du wirſt „ in kurzen ſehr viel daraus lernen können, wenn „ du nur folgſam ſeyn willſt. Lebe wohl. Da„ tum & conceptum in otio febrili.

Nach dieſer Zueignungsſchrift, die nicht viel beſſer, als eine — — doch der Leſer mag es ſelbſt entſcheiden, was ſie zu verſprechen ſcheinet? — — Hier folgt die Abhandlung ſelbſt, deren Hauptſätze ich folgender Maaßen zuſammen ziehe.

§. I.

„ Höre mir zu, der du dich von dem Pöbel abſondern, zu einer gröſſern Theologiſchen Weisheit gelangen, und viel in kurzer Zeit lernen willſt. Du wirſt ſehen, daß der Weg zu dem Erhabenſten heut zu Tage ſehr leicht iſt, ſo daß du dich über die Glückſeeligkeit deiner

Zeiten, und über deine eigne Fähigkeit wundern wirst. Ohne viel Sprachen zu lernen, ohne die Nächte schlaflos hinzubringen, ohne viel Oel und Fleiß zu verlieren, will ich dir das Innerste der Weisheit eröfnen. Laß andre sich quälen, so viel wie sie wollen; sie wollen das gute nicht erkennen ꝛc.

§. 2.

„Du also der du dich berühmt zu machen gedenkest, überrede dich vor allen Dingen, daß du ein ganzer Mann bist, und daß dir nichts fehlt, um von allen, was dir in den Weg kömmt, urtheilen zu können. Weg mit der thörigten Behutsamkeit. Wer wird seine Meinung andern unterwerfen wollen? Weg mit solcher Sklaverey! Keine Sklaverey ist schimpflicher als die freywillige ꝛc.

§. 3.

„Halte die Gottesgelahrheit für das allerleichteste Studium — — Glaube, daß nichts weniger Mühe kostet, als das Wahre von dem Falschen, und das Licht von der Finsterniß zu unter-

unterſcheiden. Ich verſichre dir, daß alle Schwierigkeiten in der Einbildung beſtehen; und daß nichts ſchwer iſt, als was einem ſchwer ſcheinet. Der Löwe entſetzt ſich über das Quacken des Froſches und wann er näher kömmt, zertritt er ihn ꝛc.

§. 4.

„ Ferner verachte das Anſehen der Alten und der Verſtorbenen. Wir ſind zwar überall unſern Vorfahren viel ſchuldig; nur in der Religion ſind wir ihnen nichts ſchuldig ꝛc.

§. 5.

„ An die Hirten und Lehrer, unter welchen du lebeſt, kehre dich nicht. In einer ſo wichtigen Sache, als das Heil deiner Seelen iſt, mußt du dich auf niemanden verlaſſen. Der beſte Chriſt iſt der, welcher ſein eigner Hirt iſt. Die Sorge für deine Seeligkeit iſt niemanden aufgetragen, und niemand wird für dich zum Teufel fahren. Du kanſt dich ja ſelbſt aus Büchern genugſam unterrichten, deren heut zu Tage oft ein Schuſter und Schneider mehrere

rere hat, als ſonſt ein groſſer Doctor des Kanoniſchen Rechts. Und was iſt jetziger Zeit gemeiner als die Gelehrſamkeit? Was haben die Gelehrten vor gemeinen Handwerksleuten, die oft fertiger mit der Zunge ſind als ſie, voraus, als den Namen? Vor dieſen mochte es wohl wahr ſeyn, daß man die Gelehrſamkeit nur bey den Gelehrten finden konnte; allein jetzt

redeunt Saturnia regna,
In quibus Aſſyrium vulgo naſcetur Amomum.

§. 6.

„Mit dieſen witzigen Köpfen alſo, welche eigentlich keine Gelehrte ſind, rathe ich dir fleißig umzugehen. Alle Paſtores, Magiſtros, Doctores, Baccalaureos verachte gegen ſie. Dieſe finſtern Leute wollen, daß man nur ihnen alles glauben müſſe; ſie ſind aufgeblaſen und in ihre Grillen närriſch verliebt. Wenn ſich ja noch einige unter ihnen finden, die dieſe Fehler nicht haben, ſo ſind ſie dafür albern, blöd-

blödsinnig, einfältig und dumm. Ueberhaupt aber werden sie dich alle mit so viel Sophistereyen und schulmäßigen Unterscheidungen plagen, daß du nothwendig einen Eckel für sie bekommen mußt. Sie werden dich auf die Grammatiken, auf die Vernunftlehren, auf die Wörterbücher, auf Commentarios, Disputationes, Thomisten und Scotisten verweisen; sie werden dich zu einem ewigen Sklaven der Bücher machen, damit sie dich ja in ihren Ketten behalten, und du nur immer ihre Speichel lecken mußt ꝛc.

§. 7.

„Noch einmahl also, laß diese düsteren Köpfe, und gieb dich mit niemanden, als mit solchen ab, welchen Wahrheit und Lügen gleichgültige Dinge sind, und die weder die Kunst zu schliessen, noch zu disputiren, gelernt haben. Du brauchst eben nicht, um die Theologie zu lernen, deine andern Handthierungen aufzugeben; du kannst alles dabey treiben, was du nur willst; und es ist genug, wenn du nur in

müßt.

müßigen Stunden mit deinen Geſellſchaften ein wenig von der Religion ſchwatzeſt. Du kannſt alles unter Scherz und Lachen lernen — — Schuſter und Schneider ſind oft die beſten Theologen, weil ſie aus Erfahrung reden. Die Stimme des Pöbels, iſt die Stimme Gottes. Verſuch es nur!

§. 8.

„Du wirſt aber deſto leichter lernen, je mit heredtern du umgeheſt; dergleichen jetziger Zeit die Engeländer und Holländer zu ſeyn pflegen, bey welchen alle Marktplätze von Religion wiederſchallen. Ihre Weibleins ſo gar, ſind die geſchwätzigſten, die nur zu finden ſind, und ſie können fertiger von theologiſchen Dingen plaudern, als mancher langbärtige Profeſſor der Theologie. Doch auch nicht immer mit einem unterrede dich! Bald mit dieſem, bald mit jenem, damit du fein vielerley in den Kopf bekömmſt ꝛc.

§. 9.

§. 9.

„Nun muß ich dich ferner zur Kühnheit aufmuntern. Das Sprichwort sagt: den Kühnen hilft das Glück; und ich sage dir: den Kühnen hilft die Weisheit. Furchtsame bleiben auf dem bekannten Wege; Zweifelhafte folgen einem Führer; und die den Weg nicht wissen, treten in andrer Fußtapfen. Die Feigheit verräth ein unedles Gemüth. Ein' Weiser weis, das er etwas weis; er verehrt sich, und läßt sich von andern verehren. Was fragt er darnach, ob ihn andre frech, verwogen, oder, wie sie sonst wollen, nennen?

§. 10.

„Mit dieser Tugend ist die Großmuth verwandt, die du auch lernen mußt. Sie ist es, welche dich die Kleinigkeiten der Sprachlehrer, und die Kindereyen der Dialektiker verachten lehrt ꝛc.

§. 11.

„Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, mußt du dich zu keiner gewissen Sekte bekennen,

nen, und auf keines Worte ſchwören. Auch die Namen der Lutheraner, Papiſten und Calviniſten mußt du nicht einmal vertragen. Remonſtranten oder Contraremonſtranten; was will das ſagen? Die Chriſten müſſen unter ſich alle Brüder ſeyn. Luther war ſo gut ein Menſch als andre, und wir fehlen alle mannigfaltig ꝛc.

§. 12.

„Wann du aber ja in einer von den Sekten biſt auferzogen worden, ſo verachte doch die andern nicht dabey. Jede hat etwas gutes; ſuche dir das beſte aus; lerne aus allen etwas, und nicht aus einer alles. Haſt du aber Schreiben gelernet, ſo mache dir ſelbſt ein theologiſches Syſtem ꝛc.

§. 13.

„Haſſe alſo keine Sekte, und glaube, daß, wie der Deutſche ſagt, hinter dem Berge auch noch Leute wohnen. Gedenke an das, was Barläus in ſeinem ſchönen Epigrammate ſagt:

non

— — — non unius ævi,
Non populi unius credimus esse pium,
Si sapimus diversa, Deo vivamus amici
Doctaque mens pretio constet ubique suo &c.

§. 14.

„ Wann du ja hassen willst, so hasse die Katholiken vor allen andern, weil sie die Gewissen binden, uns alle Freyheit im Denken rauben, und nach Art der Alten eine gar zu strenge Kirchenzucht haben; weil sie die Kirche zu einem Gefängnisse, und den Glauben zu einer Marterbank machen ꝛc.

§. 15.

„ Nach diesen verachte die Lutheraner oder Ubiquetisten. Diese Heerde ist sehr zanksüchtig, sie dünkt sich alleine klug, und hat noch viel von den äusserlichen päbstischen Ceremonien beybehalten. Alle Ceremonien aber, befehl ich dir, zu fliehen. Wozu soll das Kniebeugen, das Kreuzmachen, die Entblösung des Hauptes? Dergleichen Grimassen gehören für die Klopffechter und Tänzer.

§. 16.

§. 16.

„Sonſt aber halte alle Sekten in gleichem Werthe, es mögen nun Arminianer, oder David-Joriten, oder Brownisten ſeyn. Tros Tyriusve fuat nullo discrimine habeto. Laß dir es auch niemals in den Sinn kommen, als wenn die päbſtliche Religion weniger zu haſſen wäre, als die Photinianiſche oder Mahometaniſche. Den Sektirer mußt du fliehen, ſofern er ein Sektirer iſt, nicht aber, inſoferne er irret.

§. 17.

„An allen Glaubenslehren und Lebenspflichten zweifle in deinem Leben wenigſtens einmal. Und wann du es thuſt; ſo entziehe dich allem Umgange der Menſchen. Begieb dich in die Einſamkeit, welche dich manches lehren wird! Ziehe keine Bücher dabey zu Rathe; ſondern bloß und allein dich. Wenn der Geiſt vom allzu vielen Leſen abgemattet iſt, ſo kann er von nichts gehörig urtheilen ꝛc.

§. 18.

§. 18.

„Die Bibel rathe ich dir, ohne alle Hülfe zu leſen. Doch brauchſt du nicht immer darüber zu liegen; aufs höchſte bey garſtigem und trauerigem Wetter, oder wann du von der Arbeit müde und zu andern Verrichtungen ungeſchickt biſt. Fliehe alle Ausleger; denn glaube mir, kein einziger iſt von Vorurtheilen frey.

§. 19.

„Alle andre Gebetbücher, oder Geſangbücher kannſt du bey der Bibel entbehren. Ich rathe dir überhaupt nicht, dich gewiſſer Formeln bey dem Beten zu bedienen; nicht einmal des Vater Unſers. Das iſt eine elende Andacht, die ihr Feuer aus den Büchern hohlen will! ꝛc.

§. 20.

„Die Bibel ſelbſt aber lies mit Sorgfalt und Ueberlegung; nicht mit jener ſinnloſen Ehrfurcht, die man Andacht zu nennen pflegt. Es ſind Orte wo ſelbſt Paulus anſtößt, und wo Petrus ſtolpert. Homer ſchläft ja ſelbſt

manchmal ein. Lies die Bibel, nicht anders als du den Livius, Froschmäusler, oder der Gräfin Bembrok Arkadien lieſeſt. Einiges davon lobſt du; einiges übergehſt du; von einigem wollteſt du, daß es lieber anders, als ſo heiſſen möge. Es ſteckt auch noch vieles in der Bibel, das noch niemand bemerkt oder an den Tag gebracht hat; und das entweder auf deine oder auf eines andern Hand wartet. Viele Stellen ſollten ganz anders ausgelegt werden. Bey vielen folgt ein Schöps dem andern, und ein Ausleger dem andern ꝛc.

§. 21.

„Hieraus kannſt du leicht ſchlieſſen, was ich von dem akademiſchen Diſputiren halte. Damit dieſe Leutchen doch etwas thun mögen, ſo zanken ſie ſich über Worte, die weder bey ihnen noch bey andern einen Sinn haben. Ich möchte doch wiſſen, welcher von den Apoſteln ihre Sophiſtereyen de cauſa efficiente, formali, informante, aſſiſtente &c. verſtehen würde? Von ihren Hæcceitatibus Quidditatibus und dergleichen

gleichen Dingern, die ſie dem Thomas und Holcoth abborgen, will ich nichts ſagen. Wie ſehr hat man es vergeſſen, was der heil. Ambroſius ſagt: Piscatoribus creditur non Dialecticis &c.

§. 22.

„ Wenn du aber ja mit mir nicht durchgängig einig biſt, und ohne Bücher nicht gelehrt zu werden glaubſt, ſo will ich dir wenigſtens ſagen, was für welche du loben und billigen mußt.

§. 23.

„ Erſt ſiehe, ob der Verfaſſer eine gute Schreibart hat. Sie muß Ciceronianiſch ſeyn. Dieſes Lob haben beſonders die Bücher der Arminianer, desgleichen Calvinus und verſchiedene im vorigen Jahrhunderte verſtorbene Schweizerſche Theologen ꝛc.

§. 24.

„ Die andre Tugend eines Schriftſtellers iſt die Beſcheidenheit. Er muß mit ſeinen Gegnern fein ſäuberlich verfahren. Er muß den

Ausſpruch des Heilandes beſtändig in Gedanken gehabt haben: richtet nicht!

§. 25.

„Die dritte Tugend iſt die Verſöhnlichkeit, welche die Griechen ἐυπειθειαν nennen. Sie müſſen immer bereit ſeyn, ſich mit ihren Feinden zu vereinigen und beſtändig im Munde führen: ſo viel an euch iſt, haltet mit allen Menſchen Friede! Dergleichen Bücher kommen heut zu Tage ſehr viele ans Licht, und erhalten hier und da Beyfall.

§. 26.

„Die vierte Tugend iſt die Froſtigkeit, welche die Griechen ψυχολογιαν nennen. Sie müſſen nicht dem Leſer ans Herz reden, noch Seiten mit Ausrufungen und Fragen anfüllen. Sie müſſen keine Leidenſchaften rege machen, ob man dieſes gleich ſonſt für einen Fehler zu halten pflegt ꝛc.

§. 27.

„Fünftens wollte ich wohl rathen, daß man auf einen guten Druck, auf weiſſes Papier und

saubere Lettern sehen möge; allein das weiß jeder schon von sich selbst. Ich will also eine andre Regel geben, die wichtiger ist; diese nehmlich, man fliehe sorgfältig alle methodische Bücher. Die besten sind diejenigen, welche frey und ohne Zwang geschrieben sind ꝛc.

§. 28.

„Endlich, welches ich gleich zuerst hätte erinnern sollen, halte besonders diejenigen für auserlesene Bücher, welche ohne Nahmen des Verfassers herauskommen, und auch keinen Ort des Drucks angeben, es müßte denn etwa eine Stadt in Utopien seyn. In solchen Büchern wirst du Schätze antreffen, weil sie meistentheils von witzigen und wahrheitliebenden Männern kommen. Die Welt ist sehr undankbar, daß sie dergleichen Schriften verbieten, oder sie nicht frey verkaufen lassen will.

§. 29.

„Solche Bücher, wie ich sie dir jetzt beschrieben habe, liebe und lies; alle die übrigen

aber, Ausleger, Streitschriften, Compendia ꝛc. brauche

Ad piper & quicquid chartis amictur ineptis.

§. 30.

„Ausdrücklich dir aber diejenigen Bücher zu nennen, welche du lesen mußt, will sich nicht thun lassen; weil ich dazu den Ort, wo du dich aufhältst, und sonst deine Umstände wissen müßte. Unterdessen aber kanst du mit folgenden anfangen: mit Hugonis Grotii Büchern von der Wahrheit der christlichen Religion, und seiner Auslegungen über das alte und neue Testament; mit Thomas Browns Religion des Arztes, (welches Buch Hugo besonders wegen seiner reinen Schreibart vielen anzupreisen pflegte) mit des Marcus Antonius de Dominis Republica Ecclesiastica, mit des Paräus Irenico; mit Gottfried Hottons Concordia Ecclesiastica, und was dir etwa sonst für welche in den holländischen Buchläden vorkommen.

§. 31.

§. 31.

„ Nun will ich noch einige gute Regeln beyfügen, die dir durch dein ganzes Leben nützlich seyn können ꝛc.

§. 32.

I. „ Verachte deinen Catechisen, und was du sonst in deiner Jugend gelernet hast. Allen diesen Bettel mußt du mit den Kinderschuhen ablegen ꝛc.

§. 33.

II. „ Wage dich gleich an etwas grosses; und das geringste, worüber du streitest, laß die Vorherbestimmung von Ewigkeit, die allgemeine Gnade, die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seeligkeit, die Art und Weise, wie Christus im Abendmahl zugegen ist, und andere solche Fragen seyn. Wann du gleich nichts davon verstehest, das schadet alles nichts.

§. 34.

III. „ Von denen, die wichtige Aemter bey der Kirche oder im Staate bekleiden, glaube

durchgängig, daß ſie unwiſſend und dumm ſind; denn es wäre ein Wunder, wenn Anſehen und Verſtand beyſammen ſeyn ſollten. Wann du findeſt, daß ſie auch nur in einer Kleinigkeit gefehlt haben, ſo ſchließe weiter.

§. 35.

IV. „ Gewöhne dich deine Meinung über alles zu ſagen. Weg mit dem pythagoriſchen Stilleſchweigen. Erſt lehre andre, und alsdenn lerne ſelbſt. Ueberall aber, in Wein- und Bierhäuſern, ſuche die Unterredung auf theologiſche Dinge zu lenken.

§. 36.

V. „ Gieb beſtändig Acht, wo du etwas zu widerſprechen findeſt. Es ſey dir deßwegen erlaubt, den unwiderſprechlichſten Grund des Chriſtenthums anzutaſten; man bekömmt wenigſtens dadurch eine große Meinung von dir ꝛc.

§. 37.

VI. „ Halte dich zu denjenigen, die von den oberſten Geiſtlichen verachtet, und gedrückt wer-

werden. Es werden immer witzige und gelehrte Männer seyn, die man wegen ihrer Wahrheitsliebe verfolgt, und aus deren Umgange du vieles lernen kannst.

§. 38.

VII. „Auch aus den Reden des allergeringsten Menschen schäme dich nicht etwas zu lernen; und wenn es auch ein alt Weib wäre ꝛc.

§. 39.

VIII. „Wann du mit Männern, die gelehrt seyn wollen, von der Religion redest, und sie sagen dir etwas, was dir schwer und dunkel scheinet, so halte es für verdächtig. Alles was schwer ist, erkenne für Possen; und nur das, was du gleich fassen kannst, für Wahrheit.

§. 40.

IX. „Der Hauptzweck aller deiner Unterredungen und Handlungen sey, die Sekten zu vereinigen, und Friede und Ruhe in der Kirche herzustellen. Die Theologen selbst sind viel zu eigennützig, halsstarrig und zänkisch, als daß sie sich damit beschäftigen sollten ꝛc.

§. 41.

X. „Bey Streitunterredungen ſuche beſtändig auf eine neue Art zu antworten. Mit dem Antworten ſelbſt aber, ſey ja recht fertig. Jedes große Genie redet alles aus dem Stegreiſe. In theologiſchen Sachen beſonders, ſind oft die erſtern Gedanken beſſer als die letztern ꝛc.

§. 42.

XI. „Die Streitigkeiten, welche unter den Sekten obwalten, mache ſo geringe als möglich; denn ſie ſind es, die der Vereinigung am meiſten im Wege ſtehen. Oft ſind es nur Wortſtreite, und der ganze Fehler iſt der, daß beyde Partheyen einander nicht verſtehen. Ueberhaupt wird dir hier der Unterſchied zwiſchen Glaubensartikeln, die zur Seeligkeit unumgänglich nöthig ſind, und denen, die es nicht ſind, ſehr wohl zu Statten kommen.

§. 43.

XII. „Wann du von den verſchiedenen Sekten ſprichſt, ſo drücke dich allezeit beſcheiden

den aus. Die Bescheidenheit ist die erste Tugend eines Jüngers der grossen und allgemeinen Religion. Mische daher fein oft in deine Reden die Wörter, wenn, vielleicht, es scheinet, ich halte, meistentheils, kaum, ohne Zweifel. Sage zum Exempel: wenn irgend ein Glaubensbekänntniß nach allen Vorschriften der Frömmigkeit und Heiligkeit abgefaßt ist, so ist es wohl das Augspurgische; die Photinianer sind des christlichen Namens kaum würdig; die Calviniſten scheinen aus Begierde die göttliche Gnade groß zu machen, den unbedingten Rathschluß aufgebracht zu haben; dem ehrlichen Hugo Grotius ist hier etwas menschliches zugestossen, ꝛc. Aber ganz anders mußt du von denjenigen reden, die mit deinen besondern Meinungen nicht überein kommen wollen.

§. 44.

XIII. „Gieb dich bey Streitunterredungen niemals überwunden. Wenn dein Gegner scharf-

ſcharfſinniger iſt, und dich mit Schlüſſen eintreiben will, ſo halte immer einen Einfall in Bereitſchaft, den du dieſem Schulfuchſe in den Bart werfen kannſt. Allenfalls kannſt du ihm auch ſagen, daß er dich nicht verſtehe, und daß er ſelbſt nicht wiſſe, was er wolle?

§. 45.

XIV. „ Bey allen Streitfragen fange ganz von vorne an. Setze nichts voraus. — — — (Doch ich will dieſen Paragraphen nicht weiter ausziehen; ich werde ihn unten ganz einrücken müſſen, weil die von dem Herrn Vogt angezogene Stelle daraus genommen iſt.)

§. 46.

XV. „ Rühme dich oft deiner heiligen Betrachtungen, deiner Geduld, deiner Demuth, und deiner andern dir verliehenen Gnadengaben. Thue aber, als wenn du hierbey nicht deine, ſondern Gottes Ehre ſuchteſt.

§. 47.

XVI. „ Lebe ſo, als wenn dich dieſe Zeiten ganz und gar nichts angingen. Entweder ſiehe beſtän-

beſtändig auf das Vergangne; oder ſpare dich beſſern Zeiten. Die Berge werden bald etwas gebähren, und alsdenn wird eine große Veränderung entſtehen.

§. 48.

XVII. „Was dir in der Nähe iſt, verachte. Bücher und Menſchen aus deiner Gegend müſſen dir eckeln. Nur das Ausländiſche muß dich ergötzen ꝛc.

§. 49.

XVIII. „Wenn du auf dieſe Art in deiner Religion zugenommen haſt, ſo ſinne endlich einmal darauf, wie die ganze Hierarchie der Kirche abgeſchaft werden könne. Die Geiſtlichen koſten der Republik jährlich ſehr groſſe Summen; ein Erzbiſchof verzehrt in einem Monate mehr, als ein andrer Vornehmer in einem Jahre. Von was für einer Laſt würde der Staat nicht befreyt ſeyn, wenn er dieſe Koſten erſparen könnte?

§. 50.

§. 50.

XIX. „Endlich, wann du dich in deinen Glaubensartikeln feſt geſetzt haſt, ſo fange auch an, dich um den Zuſtand deiner politiſchen Obrigkeit zu bekümmern. Lebſt du in einer Monarchie, ſo unterſuche, was dein Monarch für Recht habe, über freye Leute zu herrſchen; Ob es erlaubt ſey, daß einer über alle gebiethe? Kannſt du auch andre mit dazu aufmuntern, daß ſie gleiche Unterſuchungen mit dir anſtellen, ſo iſt es deſto beſſer ꝛc.

§. 51.

XX. „Um aber von deiner Obrigkeit ein richtiges Urtheil fällen zu können, wirſt du ſehr wohl thun, wann du von allen ihren Mängeln und Fehlern Nachricht einzuziehen ſuchſt, welche du am beſten durch ihre Mägde, oder andre Bothſchafftträgerinnen bekommen kannſt ꝛc.

§. 52.

„Mit dieſen und dergleichen Unterſuchungen bringe deine Jugend hin; und ſey nicht

nicht ſo unſinnig ſie bis auf das Alter zu verſparen ꝛc.

§. 53.

„ Hier will ich aufhören, und ein mehreres deiner eignen Klugheit überlaſſen. Vielleicht erkläre ich mich zu einer andern Zeit weitläuftiger, beſonders wann ich erfahren ſollte, daß dieſes nicht übel aufgenommen worden.

* * *

Noch iſt es einige Augenblicke zu zeitig, meine Leſer zu fragen, was ſie wohl geleſen haben? Es iſt vorher noch ein kleiner Anhang übrig, den ich ihnen gleichfalls mittheilen muß. Er beſtehet, wie ſchon geſagt aus einem kurzen Gedichte und aus einer Stelle des Auguſtinus. Das erſtre iſt Manuductio ad Epicureiſmum überſchrieben und lautet von Wort zu Wort ſo:

Vitam quæ faciunt ſuis beatam
Porcis, hæc Epicurus ille tradit;
Ne ſpectes hominum Deive mentem!
Non eſt qui regat & curet orbem;

Spem

Spem vitæ bene rideas futuræ.
Quamvis mens ratioque ſana monſtrent.
Te ſoli tibi finge procreatum,
Certus cuncta tuo eſſe nata ventri;
Silenus placeat nihilque malis.
Vivas ut tua ſus tuusque porcus;
Et tandem moriare porcus & ſus.
Sic, ſic itur ad inſulas beatas,
Aeterno quibus igne carcer ardet
Et tales coquit uſtulatque porcos.
Tunc malles, Epicure, non fuiſſe,
Sed ſero venient eæ querelæ;
Et diſces aliud fuiſſe quiddam,
Quam quod riſeris hic inane numen.

Dieſe Verſe ſind die beſten nicht; und ſie würden ſchwerlich hier ſtehen, wann ich ſie gemacht hätte. — — Endlich folgt auch die Stelle des Kirchenvaters: Utile eſt libros a pluribus fieri diverſo ſtylo, non diverſa fide, etiam de quæſtionibus iisdem, ut ad plurimos res ipſa, quæ orthodoxe tractatur, pervenire poſſit. — —

Ho! ho! wird man mir nunmehr entgegen rufen, dieſe Stelle war wohl noch nöthig, uns recht

recht mit der Naſe darauf zu ſtoſſen, daß der ganze Bettel eine Satyre ſey? Die Wendung darinne iſt gleichwohl weder neu noch ſelten! Der Verfaſſer ſagt überall das Gegentheil von dem, was er ſagen will; und ſagt es oft mit ſo dürren Worten, daß man ſehr dumm ſeyn muß, wenn man ſeine Meinung nicht faſſen will.

Und das urtheile ich auch. Ich will denjenigen ſehen, der mir das geringſte Anſtößige oder Gottloſe darinne zeigt; ſobald er dasjenige verneinet, was unſer Spötter bejahet, und dasjenige bejahet, was er verneinet. Doch auch dieſes iſt nicht einmal nöthig; man nehme alles nach den Worten an; man gehe von dem eigentlichen Verſtande derſelben, nirgends ab: was iſt es nun mehr? Hat nicht ein Religioſus ineptus ſollen geſchildert werden? Was hat man dazu für andre Züge wählen können?

Um die Ironie überall noch beſſer einzuſehen, darf man ſich nur an die Streitigkeiten erinnern, welche beſonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die lutheriſche Kirche zer-

rütteten. Eine der vornehmsten war die Syncretistische, oder diejenige, welche die Helmstädter Gottesgelehrten, und besonders der ältere Calixtus erregten. Um das Jahr 1652. war sie eben sehr heftig geworden, und sie ist es, gegen die unser Verfasser die meisten und schärfsten Pfeile losdrückt. Man sehe besonders auf den zwey und vierzigsten und drey und vierzigsten Paragraghum, und überhaupt auf alle zurück, wo er von den verschiednen Sekten, von der Bescheidenheit, die man gegen sie brauchen müsse, und von ihrem Unterscheide, der nichts weniger als wesentlich sey, redet.

Auch auf die damaligen Unionsbemühungen, welche mit jener Streitigkeit, eine Art von Verwandschaft haben, zielt er. Ich berufe mich deswegen besonders auf den fünf und zwanzigsten Paragraphum, wo er von der Verträglichkeit spricht, und auf den dreyßigsten, wo er ast lauter Bücher anpreiset, die auf die Wiedervereinigung der christlichen Religion dringen. Was er aber daselbst von des Thomas Browns

Reli-

Religion des Arztes ſagt, iſt mir beynahe ein wenig verdächtig. Quem Hugo ex puritate dictionis multis ſolitus commendare, ſind ſeine Worte. Gleichwohl iſt das Werk eigentlich engliſch geſchrieben; und die lateiniſche Ueberſetzung, wenn ich mich recht erinnere, iſt erſt herausgekommen, als Grotius ſchon todt war.

Ferner ſcheint mir der ganze ein und zwanzigſte Paragraph, und wo er ſonſt noch der Scholaſtiſchen Philoſophie gedenkt, auf die Streitigkeiten zu gehen, welche der Helmſtädtſche Superintendent D. Hoffmann anſpann, der ſich durch ſeinen Haß gegen die Weltweisheit ungemein lächerlich machte.

Desgleichen ſticht er die Anwendung der Carteſiſchen Philoſophie in der Gottesgelahrheit offenbar, in dem ſiebzehnten Paragraph, an. De omnibus articulis fidei, deque omnibus doctrinis morum fac ſemel in vita dubites.

Endlich beſinne man ſich noch auf die Schwärmereyen des erleuchteten Schuſters von Görlitz, welcher ohne Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit,

durch seinen blossen Unsinn, das Haupt einer Sekte und der Theosoph Deutschlands zu werden, das Glück hatte. Auch auf diesen und seine Anhänger wird sich vieles nicht übel deuten lassen, so daß man, wenn man noch wenig andre Anwendungen auf die Wiedertäufer, und auf die starken Geister damaliger Zeit, macht, wenig in den Wind gesagtes finden wird.

Ich will die Auswicklung aller dieser kleinen Umstände dem Leser selbst überlassen, und mich begnügen, ihn nur mit dem Finger darauf gewiesen zu haben. Er wird durchgängig, nach einer kleinen Ueberlegung finden, daß wenn eine Satyre in der Welt, orthodox abgefaßt worden; so sey es gewiß diese, welche der Herr Pastor Vogt als böse und gottlos ausschreyt.

Doch ein jeder hat seine eigene Art zu denken; und es könnte wohl seyn, daß dieser Gelehrte vollkommen nach seiner Empfindung geschrieben habe. Es ist nicht allen gegeben, Scherz zu verstehen; besonders wenn er auf etwas fällt, woran unsere Eigenliebe Theil nimmt. Ich würde ihm daher

sein

ſein bloſſes Urtheil nicht verdenken, wann er es dabei hätte wollen bewenden laſſen. Allein, daß er unſre Beyſtimmung durch Verfälſchungen erzwingen will, das verdenke ich ihm ſehr.

Und dieſes iſt der zweite Punkt, den ich erweiſen muß. Man ſehe alſo in dem Vorhergehenden die Worte nach, die er aus dem fünf und vierzigſten Paragraph des Religioſi inepti will genommen haben. Es waren folgende: Omnes quaeſtiones & controverſias ab ovo, quod dicitur, ſemper incipito. Nihil ſuppone: ſemper quæras: an Chriſtus fuerit in rerum natura. Geſetzt einen Augenblick, dieſe Anführung hätte ihre vollkommene Richtigkeit; was nun? Die ganze Schrift, wie wir geſehen haben, iſt eine Ironie, und alſo auch dieſe Zeilen? Als eine ſolche aber, ſind ſie die unſchuldigſten von der Welt, und ich kann auf keine Weiſe einſehen, wie ſie den böſen Sinn des Verfaſſers verrathen können. Herr Vogt wird ihm doch nicht Schuld geben wollen, als habe er gezweifelt, ob jemals ein Chriſtus in

der Welt geweſen ſey? Und bey nahe kann er ihm nichts anders damit Schuld geben.

Wie alſo, wenn ich ihm mit ausdrücklichen Worten in eben dieſer Stelle grade das Gegentheil zeigte? Und nichts iſt leichter; denn ich darf ſie nur herſetzen, ſo wie ſie eigentlich in dem Originale, das ich vor mir habe, lautet. Es heißt aber daſelbſt nicht ſchlecht weg; nihil ſuppone; ſondern es heißt: nihil AB ALIIS PROBATUM AUT DECISUM ſuppone. Hier iſt der ganze Paragraph, den ich oben nur mit wenig Sylben angeführt habe:

§. 45.

XIV. Omnes quæſtiones & controverſias ab ævo, quod dicitur, ſemper incipito. Nihil *ab aliis probatum aut deciſum* ſuppone. Semper quæras: utrum etiam ſint angeli ſeu ſpiritus? An Chriſtus fuerit in rerum natura? An diluvium Moſaicum fuerit univerſale & ſimilia. Neque opus eſt, ut tamdiu expectes, donec neceſſitate quadam eo perducaris, ſed ultro te torque & quam ſtudioſiſſime abora, ut dubia & diſputabilia quædam habeas.

Quo-

Quæſtiones etiam tales amato: unde ſcire poſſum veram eſſe ſcripturæ interpretationem, quam Paſtor meus proponit? quo indicio conſtat Lutheranam religionem congruam eſſe verbo Dei, quum id Photiniani etiam jactent?

Nun muß ich aber in allem Ernſte fragen, warum Herr Paſtor Vogt das *ab aliis probatum aut deciſum* an einem Orte weggelaſſen hat, wo der ganze Verſtand davon abhängt? Daß er aber hier davon abhängt, wird niemand leugnen. Es iſt zwar wahr, will der ungenannte Verfaſſer ſagen, andre haben es längſt ausgemacht und bewieſen, daß es Geiſter giebt, daß Chriſtus in der Welt geweſen iſt; aber gleichwohl, was gehen dich, der du klüger als die ganze Welt mußt ſeyn wollen, was gehen dich, ſage ich, andre an? Deine Fragen ſind zu Millionenmalen beantwortet worden; doch was ſchadet das? Du kannſt ſie ſchon noch einmal aufwerfen, und dir dadurch das Anſehen eines Geiſtes geben, der bis auf den Grund der Sachen dringet. — — Wer iſt ſo einfältig, dieſe Sprache nicht zu verſtehen?

Und wer ſieht nicht, daß die ganze Stärke des Spottes auf dem ab aliis probatum aut deciſum beruhet? So bald dieſes weg iſt, ſo bald ſcheint alles, beſonders wenn es auſſer dem Zuſammenhange genommen wird, wo nicht im vollen Ernſte, wenigſtens in einer ſehr plumpen Ironie geſagt zu ſeyn.

Ich habe ſchon hin und her auf einige Entſchuldigungen für Herrn Vogt gedacht. Wie gerne wollte ich annehmen, daß er die Schrift niemals ſelbſt geſehen, und daß ihm ein unachtſamer Freund die Stelle daraus mitgetheilet habe; doch hierwider iſt ſein eignes Bekenntnis. Wie gerne wolte ich ferner vermuthen, daß er vielleicht einen andern veränderten Abdruck gebraucht habe, wann ich nur den geringſten Grund hätte, zu glauben, daß ein ſolcher in der Welt ſey?

Wenn es ihm daher gefallen ſollte, ſich etwa in einer neuen Ausgabe ſeines Verzeichniſſes hierüber zu erklären, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß er ſeine Vermuthungen beyfügen möge, wer ſich etwa unter die Buchſtaben M. J. S. könne ver-

verſteckt haben? Kaum darf ich es wagen, die meinigen vorzulegen, weil ich es ganz gerne geſtehe, daß ſie auf ziemlich ſchwachen Gründen ruhen. Anfangs nehmlich, da ich die Schrift ſelbſt noch nicht geſehen hatte, gingen meine Gedanken auf den Johann Steller, welcher ſich durch die Vertheidigung des Pilatus berüchtigt gemacht hat. Nach der Zeit aber bin ich auf den Joſua Schwarz gefallen, welcher zuletzt Schleßwig Hollſteiniſcher Generalſuperintendent war. Er war in ſeiner Jugend ziemlich gereiſet, und konnte alſo Ketzer und Schwärmer genug gekannt haben, um Luſt zu bekommen, ihre Thorheiten nach dem Leben zu ſchildern. Was dieſer Muthmaſſung noch das meiſte Gewicht geben mußte, wäre der Haß, den er beſtändig gegen die Syncretiſten geäuſſert hat. Er mußte ihrentwegen ſo gar ſein Vaterland verlaſſen, welche Verdrüßlichkeit ihm um die Jahre einige ſechzig, begegnete. Doch ich ſage es noch einmal, dieſe Wahrſcheinlichkeiten ſind zu klein, als daß man darauf bauen könnte.

Man wird oben ohne Zweifel bemerkt haben, daß Herr Vogt den dritten Theil der Hamburgiſchen vermiſchten Bibliothek anführet. Wann man ſich die Mühe nehmen will, die Stelle nachzuſehen, ſo wird man finden, daß daſelbſt Herr Harenberg unter den Merkwürdigkeiten ſeiner Weſtphäliſchen Reiſe, gleichfalls des inepti Religioſi gedenkt. Das Exemplar, welches er davon durchlaufen, iſt eben daſſelbe, welches Herr Vogt gebraucht hat. Allein wie verſchieden ſind die Urtheile beyder Gelehrten. Herr Harenberg trift viel näher zum Zwecke, und ich bin durchgändig mit ihm einig, nur darinn nicht, daß er vorgiebt, man könne es nicht ſo leicht errathen, ob der Schriftſteller im Ernſte, oder nur Spottweiſe dem Leſer ſo viel heilloſe Lehren vorhalte. — — Hat er etwa bey jedem Paragraph hinzuſetzen ſollen: aber merkts ihr Leute, daß ich mich nur der Ironie bediene? Das ſind ſchlechte Satyren, über die man es ausdrücklich ſchreiben muß, daß es Satyren ſeyn ſollen.

Es taugt, ſollte ich meinen, überhaupt nicht viel, wenn man die gefährlichen Bücher ohne Noth vermehret. Es wäre beſſer, wenn man ſie ſo viel als möglich verringerte; welches dadurch am erſten geſchehen kann, wenn man jedes nach ſeiner Abſicht beurtheilt, und ſich begnügen läßt, ein nichtswürdiges Buch ein nichtswürdiges zu nennen, ohne es zu einem gottloſen zu machen.

Dieſe Regel der Klugheit ſcheinen nur die wenigſten unſerer Bücherkenner zu beobachten. Da ſie gewohnt ſind, den Werth ihrer Entdekkungen, nach den Graden der Seltenheit eines Werks abzumeſſen, ſo werden ſie nur gar zu oft von einer kleinen Ruhmſucht verleitet, dieſe durch Uebertreibung zu erhöhn, und den Innhalt wenigſtens atheiſtiſch zu machen. So iſt es zum Exempel mit den Werken des Bruscambille ergangen, wider die Herr Reimann nach ſeiner Art auf der 392. Seite der Hiſtoriæ univerſalis Atheiſm. ſehr fürchterlich declamirt. Herr Vogt hat in ſeinem Verzeichniſſe deſſen eigne Worte bey-

beybehalten, und beyden ſind ſie liber æternis tenebris dignus. Ich habe eine neuere Ausgabe davon, welche 1668 in Paris in Duodez gedruckt worden. Es iſt wahr, man findet nichts als Poſſen darinne; weiter aber auch nichts, als Pöſſen. Bruscambille ſelbſt muß ein Komödiant des vorigen Jahrhunderts geweſen ſeyn; denn faſt alle in ſeinen Werken enthaltene Stücke ſind entweder an die Zuſchauer, vor oder nach den Schauſpielen, gerichtet, oder es ſind Tiraden, wie man ſie auf der franzöſiſchen Bühne zu nennen pflegt. Herr Reimann irrt ſich daher ſehr, wenn er vermuthet, daß Rabelais vielleicht der eigentliche Verfaſſer ſey. Die Schreibart iſt viel neuer, als die Schreibart dieſes franzöſiſchen Lucians. — —

Doch ich muß nur aufhören, ehe mich die Luſt zu Ausſchweifungen mehr Beiſpiele vorzulegen, verleitet.

Rettungen
des
Horaz.

Rettungen des Horaz.

Dieſe Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterſchieden ſeyn, die ich vor kurzem gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müſſen.

Seine kleine hämiſche Boßheit hat mich beynahe ein wenig abgeſchreckt, und ich werde ſo bald nicht wieder mit Schriftſtellern ſeines gleichen anbinden. Sie ſind das Pasquillmachen gewohnt, ſo daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verleumdet ſeyn?

Die

Die Gabe ſich widerſprechen zu laſſen, iſt wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich ſie eben nicht für ſo wichtig ausgeben, daß man, um ſie zu beſitzen, geſtorben zu ſeyn wünſchen ſollte: denn um dieſen Preis ſind vielleicht auch größre Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur ſagen, daß es ſehr gut ſeyn würde, wann auch noch lebende Gelehrte, immer im voraus, ein wenig todt zu ſeyn lernen wollten. Endlich müſſen ſie doch eine Nachwelt zurücklaſſen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme abſondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen ſie alſo nicht ſchon itzt dieſe Nachwelt ertragen lernen, die ſich hier und da in einem ankündiget, dem es gleichviel iſt, ob ſie ihn für neidiſch oder für ungeſittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie ſeyn. Anfangs zwar pflanzt ſie Loh und Tadel fort, wie ſie es bekömmt; nach und nach aber bringt ſie beydes auf ihren rechten Punkt. Bey Lebzeiten,

und

und ein halb Jahrhundert nach dem Tode, für einen groſſen Geiſt gehalten werden, iſt ein ſchlechter Beweis, daß man es iſt; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, iſt ein unwiderſprechlicher. Eben das gilt bey dem Gegentheile. Ein Schriftſteller wird von ſeinen Zeitgenoſſen und von dieſer ihren Enkeln nicht geleſen; ein Unglück, aber kein Beweis wider ſeine Güte; nur wann auch der Enkel Enkel nie Luſt bekommen, ihn zu leſen, alsdann iſt es gewiß, daß er es nie verdient hat, geleſen zu werden.

Auch Tugenden und Laſter wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es ſehr wohl, daß jene eine Zeitlang beſchmitzt, und dieſe aufgeputzt ſeyn können; daß ſie es aber immer bleiben ſollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zuſammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigenſinne der Sterblichen abhängt, anbethenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die ſich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu bieten, und alles in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, ſollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Böſewichte, und ein vermeinter Böſewicht zum Heiligen werden. Ich ſelbſt — — denn auch ich bin in Anſehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wann es auch nur ein Trillionstheilchen wäre — — Ich ſelbſt kann mir keine angenehmere Beſchäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu muſtern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu unterſuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwiſchen, die falſchen Verkleiſterungen ihrer Schwächen aufzulöſen, kurz alles das im moraliſchen Verſtande zu thun, was derjenige, dem die Aufſicht über einen Bilderſaal anvertrauet iſt, phyſiſch verrichtet.

Ein ſolcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereyen haben, die er ſo vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenſtäubchen darauf ſitzen läßt. Ich bleibe alſo in

der

der Vergleichung, und sage, daß auch ich einige grosse Geister so verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringste Verleumdung auf ihnen haften soll.

Horaz ist einer von diesen. Und wie sollte er es nicht seyn? Er, der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen.

Diese Lobsprüche zwar hat ihm niemand abgestritten, und sie sind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde sich lächerlich machen, wann er entschiedne Verdienste verkleinern wollte; er wendet seine Anfälle, gleich einem schlauen Belagerer, gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung sieht; er giebt dem, dem er den

groſſen Geiſt nicht abſtreiten kann, laſterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend laſſen muß, läßt er ſie, und macht ihn dafür zu einem Blödſinnigen.

Schon längſt habe ich es mit dem bitterſten Verdruſſe bemerkt, daß eben dieſen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen iſt. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, ſo viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, ſpricht man, er ſang die zärtlichſten und artigſten Lieder, niemand aber war wollüſtiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken, und war ſelbſt der feigherzigſte Flüchtling; er hatte die erhabenſten Begriffe von der Gottheit, aber er ſelbſt, war ihr ſchläfrigſter Verehrer.

Es haben ſich Gelehrte genug gefunden, die ſeine Geſchichte ſorgfältig unterſucht, und tauſend Kleinigkeiten beygebracht haben, die zum Verſtändniſſe ſeiner Schriften dienen ſollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert; ſie haben alle zweifelhafte Lesarten unter-

ter-

terſucht; nur jene Vorwürfe haben ſie ununterſucht gelaſſen. Und warum denn? Haben ſie etwa einen Helden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigſtens ſoll nichts abhalten, den Ungrund dieſer Vorwürfe zu zeigen, und einige Anmerkungen darüber zu machen, die ſo natürlich ſind, daß ich mich wundern muß, warum man ſie nicht längſt gemacht hat.

Ich will bey ſeiner Wolluſt anfangen; oder wie ſich ein neuer Schriftſteller ausdrückt, der aber der feinſte nicht iſt; bey ſeiner ſtinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht. * Die Beweiſe zu dieſer Beſchuldigung nimmt man, theils aus ſeinen eignen Schriften, theils aus den Zeugniſſen andrer.

Ich will bey den letztern anfangen. Alle Zeugniſſe, die man wegen der wollüſtigen Aus-

 ſchwei-

* Der Herr Müller in ſeiner Einleitung zur Kenntniß der lateiniſchen Schriftſteller, Theil II. Seite 403.

ſchweifung des Horaz auftreiben kann, flieſſen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als auſſer allem Zweifel geſetzt iſt. Man hat nehmlich auf einer alten Handſchrift der Bodlejaniſchen Bibliothek eine Lebensbeſchreibung des Horaz gefunden, die faſt alle Kunſtrichter dem Sueton, wie bekannt, zuſchreiben. Wann ſie keine andre Bewegungsgründe dazu hätten, als die Gleichheit der Schreibart, ſo würde ich mir die Freyheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weis, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weis, daß es eine wahre Unmöglichkeit iſt, alle kleine Eigenthümlichkeiten eines Schriftſtellers ſo genau zu kennen, daß man den geringſten Abgang derſelben in ſeinem Nachahmer entdecken ſollte; ich weis endlich, daß man, um in ſolchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geſchmak und recht viel Stolz beſitzen darf, welches, wie man ſagt, gleich der Fall der meiſten Kunſtrichter iſt. Doch der Scholiaſt Porphyrion führt eine Stelle aus dieſer Lebens-

Lebensbeschreibung des Horaz an, und legt sie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bey. Dieses nun ist schon etwas mehr, ob gleich auch nicht alles. Die Paar Worte, die er daraus anführt, sind gar wohl von der Art, daß sie in zwey verschiedenen Lebensbeschreibungen können gestanden haben. Doch ich will meine Zweifelsucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfasser seyn.

Sueton also, der in dieser Lebensbeschreibung hunderterley beybringt, welches dem Horaz zum Lobe gereichet, läßt, gleichsam als von der Wahrheitsliebe darzu gezwungen, eine Stelle mit einfliessen, die man tausendmahl nachgeschrieben, und oft genug mit einer kleinen Kützelung nachgeschrieben hat. Hier ist sie: Ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton ist doch wohl ein glaubwürdiger Schriftsteller; und Horaz war doch wohl Dichters genug,

um so etwas von ihm für ganz wahrscheinlich zu halten?

Man übereile sich nicht, und sey anfangs wenigstens nur so vorsichtig, als es Sueton selbst hat seyn wollen. Er sagt traditur, dicitur. Zwey schöne Wörter, welchen schon mancher ehrliche Mann den Verlust seines guten Namens zu danken hat! Also ist nur die Rede so gegangen? Also hat man es nur gesagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, so bin ich sehr übel auf dich zu sprechen, daß du solche Nichtswürdigkeiten nachplauderst. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geschichtschreiber wie du, hätte untersuchen, nicht aber ununtersucht fortpflanzen sollen. — —

Es würde ein wenig ekel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren — — In eben dieser Lebensbeschreibung sagt Sueton: es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein prosaischer Brief herum; allein beyde halte ich für

für falsch. Die Elegien sind gemein, und der Brief ist dunkel, welches doch sein Fehler ganz und gar nicht war. — — Das ist artig! Warum widerspricht denn Sueton der Tradition hier, und oben bey dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf sich, den Geist eines Schriftstellers zu retten, als seine Sitten? Welches schimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommensten Gedichte, einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief schreiben; oder bey aller Feinheit des Geschmacks ein unmäßiger Wollüstling seyn? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geschichtschreiber, auf eben derselben Seite, in eben derselben Sache, nehmlich in Meldung der Nachreden, welchen sein Held ausgesetzt worden, gleich unvorsichtig, als behutsam seyn könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen, und den Leser bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten; ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta di-

citur habuiſſe diſpoſita, ut quocunque reſpexiſſet, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich dieſe Worte anſehe, je mehr verlieren ſie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde ſie abgeſchmackt; ich finde ſie unrömiſch; ich finde, daß ſie andern Stellen in dieſer Lebensbeſchreibung offenbar widerſprechen.

Ich finde ſie abgeſchmackt. Man höre doch nur, ob der Geſchichtſchreiber kann gewußt haben, was er will? Horaz ſoll in den venerischen Ergötzungen unmäßig geweſen ſeyn; denn man ſagt — — Auf die Urſache wohl Achtung gegeben! Man ſagt — Ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott, ohne Wahl, ohne Geſchmack auf alles, was weiblichen Geſchlechts geweſen, losgeſtürmet ſey? Nein! — Man ſagt, er habe ſeine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genoſſen, um auf allen Seiten, wo er hingeſehen, die wollüſtige Abbildung ſeines Glücks anzutreffen. — Weiter nichts? Wo ſteckt denn die Unmäßigkeit?

Ich

Ich ſehe, die Wahrheit dieſes Umſtandes vorausgeſetzt, nichts darinn, als ein Beſtreben, ſich die Wolluſt ſo reizend zu machen, als möglich. Der Dichter war alſo keiner von den groben Leuten, denen Brunſt und Galanterie eines iſt, und die im Finſtern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, ſo viel möglich, alle ſättigen; und ohne einen Wehrmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeſchloſſen haben. Wenigſtens hat er dieſe Reitzung gekannt:

te puer in roſa
Perfuſus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieſes nicht werde haben leer ausgehen laſſen. Sollte die Muſik auch nur

Gratus puellæ riſus

geweſen ſeyn. Und der Geſchmack?

oſcula, quæ Venus
Quinta parte ſui nectaris imbuit.

Nektar

Nektar aber soll der Zunge keine gemeine Kützelung verschaft haben; wenigstens sagt Ibykus bey dem Athenäus, es sey noch neunmal süsser als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horaz! Sie zog die Wollust durch alle Eingänge in sich. — — Und gleichwohl ist mir das Spiegelzimmer eine Unwahrscheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anspielung darauf entwischt seyn? Vergebens wird man sich nach dieser bey ihm umsehen. Nein, nein; in den süssen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man sie erst seitwerts in dem Spiegel suchen müßte. Wen das Urbild nicht rühret, wird den der Schatten rühren? — — Ich verstehe eigentlich hievon nichts; ganz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles seinen Grund haben; und es wäre ein sehr wunderbares Gesetze, nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf sie machen könnte, als das Wesen. — —

Ferner

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömisch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum, für cubiculum speculis ornatum gesagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine active oder passive Bedeutung geben, so wird es in dem ersten Fall gar nichts, und in dem andern etwas ganz anders ausdrücken. Schon speculari für in dem Spiegel besehen, ist das gewöhnlichste nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begriff mit Spiegeln ausgezieret, durch speculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, so sage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita? Ich weis wohl, was in einem gewissen Studentenliede scorta deponere bedeutet, aber was in einem klassischen Schriftsteller scorta disponere sagen könne, gesteh ich ganz gerne, nicht zu wissen. Die Worte sind so dunkel, daß man den Sinn nicht anders als errathen kann; welches aber den meisten nicht sauer werden wird, weil

ein

ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wann man ihn nun aber errathen hat, so versuche man doch, ob er sich wohl mit dem, was Sueton sonst von dem Horaz erzählt, vergleichen lasse?

Nach dem Bericht dieses Geschichtschreibers, war August mit dem Dichter so vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte. Der verschämte Herr Pastor Lange giebt das erste Beywort durch einen artigen Bruder Lüderlich; oder vielmehr nach seiner Rechtschreibung Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Uebersetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiquer haben will, putissimus, der Allerreinste heißt, und daß der, welcher ad res venereas intemperantior ist, unmöglich der Allerreinste seyn kann. Eines von beyden muß also nur wahr seyn; entweder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrückliche Urtheil des Augusts. Mit welchem will man es halten? . . . . .

Die

Die Wahl kann nicht schwer fallen; sondern jeder Unpartheyischer wird mir vielmehr zugestehen, daß **Sueton** schwerlich etwas so abgeschmacktes, so unrömisches und mit seinen anderweitigen Nachrichten so streitendes, könne geschrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtiget sey, die angeführte Stelle für untergeschoben zu halten.

Was das Unrömische darinn zwar anbelangt, so könnte man vielleicht den Vorwand der verstümmelten Lesart wider mich brauchen, und alle Schuld auf die unwissenden Abschreiber schieben. Es ist wahr; und ich selbst kann eine Verbesserung angeben, die so ungezwungen ist, daß man sie ohne Widerrede annehmen wird. Anstatt nehmlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita rathe ich zu lesen specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut &c. Man sieht, daß ich wenigstens sehr aufrichtig bin, und mir kein Bedenken mache, meinen Grund selbst zu entkräften. Doch wer weiß ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen

Grün-

Gründen deſto mehr zutraute. Ich glaube aber; ſie ſind von der Beſchaffenheit, daß das, was ich noch hinzuſetzen will, ſie faſt unwiderſprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über dieſe verdächtige Beſchuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas ähnliches bey dem Seneca geleſen zu haben. Dieſer ehrliche Philoſoph hat nicht gern eine Gelegenheit verſäumt, wo er mit guter Art ſeine ernſthaften Lehren, mit einem Zuge aus der Geſchichte lebhafter machen konnte. In dem erſten Buche ſeiner natürlichen Fragen handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beygebracht, was er als ein Phyſiker davon zu ſagen gewußt, ſo ſchließt er endlich mit einer Erzehlung, die ziemlich ſchmutzig iſt. Vielleicht ſollte ich mehr ſagen, als ziemlich; wenigſtens bin ich nicht der einzige, der es einem ſtoiſchen Weiſen verdenkt, ſie mit allen ſpitzigen Schönheiten ſeines laconiſchen Witzes ausgekrahmt zu haben. Fromondus ſetzt ſchon hinzu: honeſtius tacuiſſes Seneca; und es giebt

Ueber-

Ueberſetzer, die lieber ihre Urſchrift hier verſtümmeln, als durch allzugroſſe Treue ihren Leſern die Röthe ins Geſicht treiben wollen. Ich würde eben ſo behutſam ſeyn, wenn nicht unglücklicher Weiſe beynahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unſchuld zum Nutzen kann man ſchon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bey dem allen noch weit beſcheidener als Seneca ſeyn, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet ſeyn wollen in dem ſechzehnten Hauptſtücke des angeführten Buchs nachleſen können.

„Bey dieſer Gelegenheit, ſagt er zu ſeinem Lucil, „muß ich dir doch ein Hiſtörchen erzehlen, „woraus du erkennen wirſt, wie die Geilheit „ſogar kein Werkzeug zur Anreitzung der Wollust verachtet, und wie ſinnreich ſie iſt, ihrem „unzüchtigen Feuer Nahrung zu ſchaffen. Ein „gewiſſer Hoſtius übertraf an Unkeuſchheit „alles, was man jemals auf der Bühne geſehen und verabſcheuet hat. Er war dabey ein „reicher Geizhals, ein Sklave von mehr als

„ tausend Sesterzien. Als ihn seine Sklaven
„ umgebracht hatten, achtete der göttliche August
„ ihn nicht für werth, seinen Tod zu rächen,
„ ob er ihn gleich nicht billigte. Er verunrei-
„ nigte sich nicht allein mit Einem Geschlechte;
„ sondern er war auf das männliche eben so ra-
„ send als auf das weibliche. Er ließ sich Spie-
„ gel verfertigen, die, wie ich sie in dem vor-
„ hergehenden beschrieben habe, die Bilder um
„ vieles vergrösserten, und den Finger an Dicke
„ und Länge einem Arme gleich machten. Diese
„ Spiegel stellte er so, daß wenn er sich selbst
„ von einem seines Geschlechts mißbrauchen ließ,
„ er alle Bewegungen seines Schänders darinne
„ sehen, und sich an der falschen Grösse des Glie-
„ des, gleichsam als einer wahren, vergnügen
„ konnte. Er suchte zwar schon in allen Badstu-
„ ben die Muster nach dem vergrösserten Maaßstabe
„ aus; gleichwohl aber mußte er seine unersättliche
„ Brunst auch noch mit Lügen stillen. Nun sage
„ man mir, ob es wahr ist, daß der Spiegel nur
„ der Reinigkeit wegen erfunden sey?" —

Wel-

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetſchen. Er moraliſirt noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein, und giebt ſich alle Mühe, die Augen ſeiner Leſer auf dieſen Gegenſtand recht zu heften. Man ſollte ſchwören, er rede von dem freywilligen Tode des Cato, ſo feurig wird er dabey!

Ich will mich vielmehr ſogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus flieſſen. Der göttliche Auguſtus, welcher hier einen unzüchtigen Mann ſo verabſcheuet, daß er auch ſeinen Tod, an den nichtswürdigſten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderiſchen Sklaven, nicht ahnden will, iſt eben der Auguſt, deſſen Liebling Horaz war. Nun mahlt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hoſtius; allein das was daran fehlt, iſt auch ſo groß nicht, als daß es in dem Betragen des Auguſtus einen ſo merklichen Unterſcheid hätte machen können. Unter den ſcortis, die der Dichter vor dem Spiegel ſoll genoſſen haben, will man nicht bloß weibliche verſtehen, deren Ge-

brauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anspornung ziemlich voraussetzt. Man muß das männliche Geschlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res venereas traditur, nicht, wie ich schon gezeigt habe, eine Ungereimtheit seyn soll. Begreift man es aber darunter, so ist Hostius dem Horaz nur noch in kleinen Umständen überlegen; und ihr Hauptverbrechen ist eins. Es ist eins, sage ich; und Augustus muß von sehr wankenden Grundsätzen gewesen seyn. Was konnte ihn antreiben, eben dasselbe Laster in dem einen zu verfolgen, und bey dem andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobspruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und diesen für purissimum penem zu erklären; Man sage nicht, die Vorzüge, die Horaz sonst, als ein schöner Geist besessen, könnten den August über diese Abscheulichkeit wegzusehen bewogen haben. August war der Mann nicht, der in Ansehung des Witzes die allzugroben Ausschweifungen zu vergeben gewohnt war. Wenigstens hat er es

an

an einer ähnlichen Perſon, an dem Ovid nicht gewieſen.

Was ſoll ich von einer ſo klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die critiſche Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hoſtius unter dem Auguſt gelebt; man betrachte, daß der Name Hoſtius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwiſſenden dafür angeſehn zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich ſchon überſetzt angeführt habe: ſpecula ita diſponebat, ut cum virum ipſe patereturr averſus omnes admiſſarii ſui motus in ſpeculo videret; daß, ſage ich, dieſe Worte von den oben angeführten: ſpecula in cubiculo, ſcorratus ita dicitur habuiſſe diſpoſita, ut quocunque reſpexiſſet, ibi ei imago coitus referretur beynahe das Vorbild zu ſeyn ſcheinen; und wenn man alles dieſes genau überlegt hat, ſo ſage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrſcheinlichkeit behaupten könnte, daß die ſtreitige Stelle des

Suetons, das Einſchiebſel eines Abſchreibers ſey? Eines Abſchreibers, der vielleicht bey einem andern, als bey dem Seneca geleſen hatte: zu den Zeiten des Auguſtus habe ein gewiſſer Hoſtius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war, als Horatius — — vor den Spiegeln ſeine unzüchtigen Lüſte geſtillt: eines Abſchreibers, der ein verdienſtliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieſer Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erſte, der dieſe Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erſte bin, der die Stelle, die ſie betrift, für untergeſchoben hält. Dacier hat ſie in ſeiner Ueberſetzung ſtillſchweigend ausgelaſſen, und ſtillſchweigend alſo verdammt. Barter läßt ſie in ſeiner Ausgabe gleichfalls weg, und fügt in einer Anmerkung hinzu: quæ hic omittuntur, a neſcio quo nebulone infarcta ſunt, neque enim ſolum inhoneſta, verum etiam deridicula & ἀσυστατα videntur. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich das, was

was Baxter hier mit ganz trocknen Worten ſagt, richtig erwieſen hätte.

Und zwar ſollte es mir ſchon deswegen lieb ſeyn, weil die zweyte Art von Beweiſen, die man von der Unkeuſchheit des Horaz aus ſeinen eignen Schriften nimmt, ein groſſes verlieret, wann ſie von der erſtern nicht mehr unterſtützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur ſchildert; daß die ſinnlichen Gegenſtände ihn nicht bloß und allein, ja nicht einmal vorzüglich beſchäftigen müſſen; daß die Empfindungen, ſo wie ſie die Natur ſelbſt beleben, auch ſein Gemählde beleben müſſen? Man giebt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wolluſt unter allen diejenigen ſind, welche ſich der meiſten Herzen bemächtigen, und ſich ihrer am leichteſten bemächtigen; daß ſie unter ſich der mehreſten Abänderungen fähig ſind, welche alle Wolluſt, aber alle eine andre Wolluſt ſind; daß der Dichter, ſo wie er hier ſeine meiſte

Stärke zeigen kann, auch hier seinen meisten Ruhm zu erwarten hat. Man räumt es ein. Also räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruh und Leben, Schlaf und Tanz besingen, und sie als die vornehmsten Güter dieses Lebens anpreisen darf; oder wenigstens gestehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm untersagen wollte, eines von den schönsten Feldern untersagen würde, wo er die angenehmsten Blumen für das menschliche Herz sammlen könnte. Ich rede von dem menschlichen Herze, so wie es ist, und nicht wie es seyn sollte; so wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die strengsten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz schon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe singen darf. Allein die Liebe, hat sie nicht jedes Jahrhundert eine andere Gestalt? Man hat angemerkt, daß sie in den barbarischen Zeiten ungemein bescheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerey züchtig und beständig gewesen ist? es waren die Zeiten

ten

ten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen ſich Witz und Geſchmack aus dem Bezirke der Künſte und Wiſſenſchaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war ſie immer kühn, flatterhaft, ſchlüpfrigt, und ſchweifte wohl gar aus dem Gleiſe der Natur ein wenig aus. Iſt es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton ſeines Jahrhunderts anzunehmen? Sie iſt es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart ſeiner Zeitgenoſſen. — — Noch mehr alſo für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter ſeine eigne Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzehlt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in ſich ſelbſt zu haben ſcheinen; er muß ſcheinen aus der Erfahrung und nicht aus der bloſſen Einbildungskraft zu ſprechen. Dieſe, durch welche er ſeinem geſchmeidigen Geiſte alle mögliche Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenſchaften zu ſetzen weiß, iſt eben

das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begrif machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig seyn könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkührliche Vorstellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bey sich führt, und sie nach seinem Laufe einrichten kann. Gleichwohl muß er, ihren Beyfall zu haben, sich ihm gleich stellen. Weil sie nicht ehr feurig von der Liebe reden können, als bis sie verliebt sind; so muß er selbst ihnen zu gefallen verliebt seyn, wenn er feurig davon reden will. Weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken

würde,

würde, ohne ihn gefühlt zu haben; so muß ihm selbst eine Neära untreu geworden seyn, wann er die Natur und ihre Ausbrüche bey einer solchen Gelegenheit, schildern will.

Da man aber dieses weis, oder wenigstens wissen könnte, schämt man sich denn nicht, alles im Ernste auf die Rechnung des Dichters zu schreiben; was er selbst, des künstlichen Blendwerks wegen, darauf geschrieben hat? Muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädgens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrscht hier wie überall. Man lasse ihn die herrlichsten Sittensprüche, die erhabensten Gedanken, von Gott und Tugend vortragen; man wird sich wohl hüten, sein Herz zur Quelle derselben zu machen; alles das Schöne, spricht man, sagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringste Anstößige, schnell soll der Mund von dem übergeflossen seyn, dessen das Herz voll ist.

Weg also mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz

auf

Sis licet felix ubicunque mavis,
Et memor noſtri, Galatea, vivas,

Was kann unſchuldiger ſeyn, als dieſe Zeilen? Sie ſcheinen aus dem Munde eines Bruders gefloſſen zu ſeyn, der ſich einer geliebten Schweſter, die ihn verlaſſen will, empfiehlt. Doch was nicht darinn liegt, hat der Franzoſe hineingelegt; er überſetzt die Worte memor noſtris vivas durch daignez toujours conſerver le ſouvenir de ma tendreſſe, und nunmehr iſt es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz geweſen iſt. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieſer Ode ſetzen, „ man weis nicht, wer dieſe Gala„ thee geweſen iſt, noch vielweniger ob ſie Horaz „ geliebt hat — ihnen zum Trotze, ſage ich, weis er beydes. Galathee, ſagt er, war ein gutes Weibchen, ſo wie ſie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich Anfangs die Waffen niederlegen, als ſich mit Vertheidigung eines Platzes aufhalten, von dem ſie vorher ſahe, daß er ſich doch würde ergeben müſſen. Ihre Leidenſchaften waren ſehr feurig,

und

und die Heftigkeit derſelben war in allen ihren Minen zu leſen. Ihr Mund war von den häufigen Küſſen, die ſie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte ſie für den Horaz recht bequem; für ihn, der gleichfalls gern ſo geſchwind als möglich zu entern ſuchte; nur Schade, daß ſie ſich etwas mehr von ihm verſprach, als kalte Verſicherungen ſeiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe, ſelten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieſes abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das vornehmſte war, ſich für ſeine Lieder, für die gewöhnlichen Werkzeuge ſeiner Rache, in Sicherheit zu ſetzen, beſchloß ſie, Rom zu verlaſſen. Sie machte ſich fertig zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzuſuchen. —

Iſt es erlaubt, ſolche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindeſten Grund haben? doch ich will mich bey dieſem Schriftſteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken

denken eines groſſen Dichters ſo wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man ſich nicht ſcheuet, es durch einen unſinnigen Roman zu verdunkeln, iſt ein Beweis der allerpöbelhafteſten Art zu denken, und des aller elendeſten Geſchmacks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerley Frauenzimmer dem Namen nach, geſchrieben zu haben ſcheinet, Widerſprüche in die Augen fallen werden, die ſogleich das Erdichtete der Gegenſtände verrathen. Mehr braucht es nicht, aus allen ſeinen Lydien, Neären, Chloen, Leuconoen, Glyceren, und wie ſie alle heiſſen, Weſen der Einbildung zu machen. Weſen der Einbildung, wofür ich beyläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm ſo beſorgt ſieht?

Aber ich will wohl alſo gar, den Horaz zu einen Prieſter der Keuſchheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur ſo viel für ihn erlange, daß man

ſeine

seine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele seines Witzes nicht zu Bekenntnissen seines Herzens macht. Ich bringe hierauf besonders deswegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüstlinge seiner Zeit los zu sprechen, und wenigstens die weichlichen Knaben, den **Ligurin** und **Lyciscus**, aus der Rolle seiner Buhlerinnen zu streichen.

Um es wahrscheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtre Vergnügen genossen habe, erinnre man sich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch bestraft. Man lese seine sechste Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Fœcunda culpæ secula nuptias
Primum inquinavere, & genus & domus;
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit schrecklichern Farben abschildern, als daß er sie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer daher geflossen sey? Nicht genug, daß er dieses Laster als Laster verfolgte, er be-

ſtrebte ſich ſogar es lächerlich zu machen, um ſeine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon ſie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deswegen auf ſeine zweyte Satyre des erſten Buchs. Auf was bringt er mehr, als auf die Verſchonung der Matronen? Er beſchreibt ihren Genuß unſicher, mit weniger Reiz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freygelaſſenen nicht zu befürchten habe. — — Solte alſo wohl der, welcher für die geſellſchaftlichen Geſetze ſo viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligern Geſetze der Natur übertreten haben? Er kannte ſie, dieſe Natur, und wußte, daß ſie unſern Begierden gewiſſe Grenzen geſetzt habe, welche zu kennen eine der erſten Pflichten ſey.

Nonne cupidinibus ſtatuit natura modum? quem
Quid latura ſibi, quid ſit dolitura negatum,
Quærere plus prodeſt, & inane abſcindere ſoldo.

Ich

Ich kann es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieſer Satyre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig ſpricht: aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach ſeinem Geſchmacke ſey ihm der gewöhnlichſte Weg der liebſte. Es iſt wahr: er ſagt:

tument tibi quum inguina, num, ſi
Ancilla aut verna eſt præſto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es iſt wahr, er ſetzt ſogleich hinzu: non ego. Allein er ſchließt auch in den nachfolgenden Verſen ſeine Begierde offenbar nur auf die erſte ein, ſo daß er durch dieſes Bekenntniß weiter nichts ſagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Hæc ubi ſuppoſuit dextro corpus mihi lævum,
Ilia & Egeria eſt; do nomen quodlibet illi.

Ich dringe auf das hæc, und bemerke noch dabey, daß Horaz die Natur ſo geliebt habe, daß er auch an dieſer Hæc nicht einmal die Schminke und die hohen Abſätze leiden wollen.

ut neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer, welcher der Natur in ſolchen Kleinigkeiten nachgehet, ſie in dem allerwichtigſten ſollte verkannt haben. Der, welcher von einem Laſter, das die Mode gebilliget hat, ſo wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deswegen nicht dieſes Laſter ſelbſt ausgeübet haben. Er kann es im Herzen verdammen, ohne deswegen wider den Strohm ſchwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht bloß bey allgemeinen Entſchuldigungen aufzuhalten ſcheine, ſo will ich mich zu einer von den Oden ſelbſt wenden, die ſeine Knabenliebe, wie man ſagt, beweiſen. Ich wähle die erſte des vierten Buchs. Sie iſt an die Venus gerichtet, und von dem Dichter in einem Alter von faſt funfzig Jahren geſungen worden. Er bittet darinn die Göttinn, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, ſondern ſich viel-

mehr

mehr mit allen ihren Reitzungen zu den Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlassen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten, und den lieblichsten Weihrauch bey fästlichen Tänzen zu ihr aufsteigen zu lassen. Für ihn selbst schicke es sich nun nicht mehr, bey dem freundlichen Kampfe der Bücher, die Haare mit Blumen zu durchflechten, und allzuleichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der Dichter ab, und fügt durch eine ihm eigne Wendung hinzu:

Sed cur heu, Ligurine, cur
Manat rara meas lacryma per genas;
Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?
Nocturnis te ego somniis
Jam captum teneo, jam volucrem sequor
Te per gramina Martii
Campi, te per aquas, dure, volubiles.

Was läßt sich zärtlichers gedenken, als diese Stelle? Wenn sie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie, wann es

nichts, als eine Nachbildung des anakreontiſchen Bathylls ſeyn ſollte? Ich will es entdecken, was mich auf dieſe Vermuthungen bringt. Horaz ſagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arſiſſe Bathyllo
Anacreonta Teium,
Qui perſæpe cava teſtudine flevit amorem
Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir ſie jetzt haben, werden etwa drey an den Bathyll ſeyn, welche aber alle von einem ganz andern Charakter ſind, als daß ihnen das Flevit zukommen könnte. Diejenigen müſſen alſo verlohren gegangen ſeyn, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich aber, was man ſich für eine Vorſtellung von denſelben zu machen habe, ſo muß ich ſagen, daß ich mir ſie vollkommen, wie die angeführte Stelle des Horaz von ſeinem Ligurin, einbilde. Unmöglich kann der Grieche ſeine Liebe glücklicher daher geweinet haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer ſie ſo glücklich daher geweint, wenn er das Muſter ſeines

ſeines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor ſich gehabt hätte. Mit einem Worte alſo; Horaz, welcher allen griechiſchen Liederdichtern die ſchönſten Blumen abborgte, und ſie mit glücklicher Hand auf den römiſchen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, ſage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons ſo gerührt, daß er ſie zu den ſeinigen zu machen beſchloß. Man kann zwar, wie geſagt, das Lied des Griechen nicht dagegen aufſtellen, allein ich frage Kenner, welche die eigenthümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterſcheiden vermögen, ob ſie nicht lauter anakreontiſche in der Stelle des Horaz finden? Ja gewiß; und dieſes noch um ſo viel deutlicher, da man ſchon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweiſen kann. Man erinnere ſich unter andern des achten, wo ſich der Tejer im Traume ſowohl mit ſchönen Mädchen als Knaben herumjagt. Man erinnere ſich ferner des ſiebenden, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Geſträuche,

durch Thäler und Flüſſe vor ſich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wann Horaz die beyden Zeilen:

Cur facunda parum decore
Inter verba cadit lingua ſilentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat; ſo hat er ſie wenigſtens der Sappho abgeſehen, die ſchon längſt vor ihm das finſtre Stillſchweigen zu einem verrätheriſchen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche ſie nur mit der Ueberſetzung des Catulls:

— — — nihil eſt ſuper mi
Quod loquar amens.
Lingua ſed torpet — — —

Wann nun alſo dieſe Nachahmung ſeine Richtigkeit hat, ſo habe ich mich weiter auf nichts, als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf dieſe nehmlich, daß eine wahre Leidenſchaft viel zu unruhig iſt, als daß ſie uns Zeit laſſen ſollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, ſingt, ſo ſingt man es allezeit mit urſprünglichen Gedan-

danken und Wendungen. Sind aber dieſe angenommen, ſo iſt auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdenn ruhig in ſeiner Stube geſeſſen, er hat die Züge der ſchönen Natur aus verſchiednen Bildern mühſam zuſammen geſucht, und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er ſich ſelbſt, aus einem kleinen Ehrgeitze, zum Subjecte annimmt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre ſo mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verrathen, als zugeben, daß es unverrathen ſchimpfliche Vermuthungen veranlaſſe.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas edlers nachbilden können, als die Symptomata eines ſo häßlichen Laſters? Und verräth denn nicht ſchon die Nachbildung deſſelben einen Wohlgefallen daran? Das erſte gebe ich zu, das andre aber leugne ich. Er würde etwas edlers in der Liebe nachgebildet haben, wann zu ſeiner Zeit etwas edlers darin Mode geweſen wäre. Wäre dieſes aber gewe-

ſen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuſchereyen der platoniſchen Liebe, ſo könnte man doch daraus eben ſo wenig auf ſeine Keuſchheit ſchlieſſen, als man jetzt aus dem Gegentheile auf ſeine Unkeuſchheit zu ſchlieſſen befugt iſt.

Wen aber alles dieſes noch nicht genug iſt, den Horaz von der Knabenliebe loszuſprechen, den bitte ich, ſich aus der Geſchichte des Auguſtus noch folgender Umſtände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Geſetz de adulteriis & pudicitia, und an das Geſetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen lies es ſich dieſer Kayſer ſeyn, ihre alte Kraft wieder herzuſtellen, um allen Ausſchweifungen der Unzucht, die in den geſetzloſen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingeriſſen waren, vorzukommen. Das erſtre Geſetz, welches lex Julia genennet ward, beſtrafte die Knabenſchänderey weit härter, als ſie ein älteres Geſetz, lex Scantina, beſtraft wiſſen wollte. Das zweyte verboth eben dieſes Laſter, in ſo ferne es ſchnurſtracks mit der Vermehrung des menſchlichen

chen Geſchlechts ſtreitet, auf welche niemals ein Staat aufmerkſamer war, als der römiſche. Man kann es bey dem Sueton (Hauptſtück 34.) nachleſen, wie viel Mühe es dem Auguſt gekoſtet hat, mit Erneuerung beſonders des letztern Geſetzes durchzudringen, und wie ſorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man ſich der Verbindlichkeit deſſelben zu entziehen ſuchte, verſtopft hat. Nun muß man, entweder in das Weſen eines Hofmanns, welcher auch ſeine liebſten Leidenſchaften unterdrückt, ſobald er dem dadurch zu gefallen hoft, von welchem er all ſein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen ſeyn, oder man muß glauben, daß Horaz ein ſchlechter Hofmann geweſen iſt, wenn man ihn für fähig halten will, durch ſein eigen Exempel die Verachtung der liebſten Geſetze ſeines Kaiſers befördert zu haben. Seines Kayſers, den er ſelbſt, an mehr als einem Orte, dieſer heilligen Anſtalten wegen lobt:

Nullis polluitur caſta domus ſtupris:
Mos & lex maculoſum edomuit nefas.

Laudan.

Laudantur simili prole puerperæ:
Culpam pœna premit comes.

Alles dieſes, ſagt Horaz, ſind die Vortheile der Regierung unſers Auguſts! Man verſteht ihn aber ſehr ſchlecht, wenn man das maculoſum nefas für etwas anders annimmt, als für das Laſter, von welchem hier die Rede iſt. Auch dieſem Laſter folgte die Strafe auf dem Fuſſe nach; culpam pœna premit comes. Und Horaz ſollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweiſen, und den Auguſt ſelbſt in gleiche Verdammniß werde ſetzen wollen. Es iſt wahr, wie Sueton meldet, ſo hat man ihm in ſeinen jüngern Jahren verſchiedne ſchändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effœminatum inſectatus eſt; M. Antonius, adoptionem avunculi ſtupro meritum &c. Aber waren nicht Pompejus und Antonius ſeine Feinde? Und ſagt nicht Sueton ſelbſt bald darauf: ex quibus ſive criminibus ſive maledictis infamiam impudicitiæ facillime refutavit, & præſentis & poſteræ vitæ caſtitate?

Der

Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch ſeine Freunde nicht loszehlen konnten: ſie machten ihn aber, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, mehr zu einer Staatsliſt, als zu einer grenzenloſen Wolluſt. Adulteria quidem exercuiſſe ne amici quidem negant: excuſantes ſane, non libidine ſed ratione commiſſa; quo facilius conſilia adverſariorum per cujusque mulieres exquireret. Man weis, daß ein neuer Auguſt eben dieſen Weg ging, den er aber eben nicht aus der Geſchichte brauchte erlernet zu haben.

Ich weis nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nöthig habe. Man könnte ſagen, Horaz habe ſich der Knabenliebe ſchuldig gemacht, noch ehe Auguſt die Geſetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich geſehen, daß der Dichter an die funfzig Jahr alt war, als er ſich in den Ligurin verliebt ſtellte? Dieſer Zeitpunkt fällt lange nach dem erſtern, und wer weis, welcher gute Geiſt den Horaz getrieben hat, ihn zu ſeiner künftigen Entſchuldigung, ſo genau anzumerken.

ken. Auguſt hatte damals längſt die Knabenliebe durch die ſchärfſten Geſetze aus dem Staate verbannt; aber ſie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die ſich gerne keinen Gegenſtand entziehen laſſen, an welchem ſie ihren Witz zeigen können, war niemals ſein Wille geweſen. Er konnte es allzuwohl wiſſen, daß in den Verſen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menſchlichen Geſchlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf alles das zurück ſehe, was ich in dem Punkte der Unkeuſchheit zur Rettung meines Dichters beygebracht habe; obſchon ein wenig unordentlich, wie ich, leider, gewahr werde — — ſo glaube ich wenigſtens ſo weit gekommen zu ſeyn, daß man aus dem untergeſchobenen Zeugniſſe nichts, und aus ſeinen eignen Gedichten noch weniger als nichts, ſchlieſſen darf. Es bleibet vielmehr bey dem Urtheile des Auguſts: puriſſimus penis! Das letztere, weil er freylich wohl ſeinen Theil an den fleiſchlichen Ergötzungen mochte genoſſen haben; das erſtere aber, weil er durchaus in den Grenzen

zen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweyten Beſchuldigung, welche einen Römer, in ſo fern er ein Römer iſt, faſt noch mehr ſchimpfet, als die erſte. Horaz ſoll ein feigherziger Flüchtling geweſen ſeyn, welcher ſich nicht geſchämt habe, ſeine Schande ſelbſt zu geſtehen. Man weis, daß Horaz, als er ſich in Athen, ſeine Studien fortzuſetzen befand, unter der Armee des Brutus Dienſte nahm. Die hiſtoriſchen Umſtände davon ſind zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten dürfte. Man weis, wie unglücklich die Schlacht bey Philippis für den Brutus ausfiel. Sie iſt es, an welche Horaz in der ſiebenden Ode des zweyten Buchs ſeinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, & celerem fugam
Senſi, relicta non bene parmula,
Cum fracta Virtus & minaces
Turpe ſolum tetigere mento.

Was

Was für ein Bekenntniß! rufen alle aus, die ſich des Schimpfs erinnern, der ſowohl bey den Griechen als Römern mit dem Verluſte des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch ſehen, ob ſie dieſe Ausrufung nöthig haben?

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der ſein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne geweſen ſeyn; daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzutapfer geweſen iſt. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit iſt, ſich die Flucht durch eine unnöthige Laſt ſchwer zu machen, wenn man ſie ein für allemal ergreiffen muß. Alle dieſe Entſchuldigungen möchten zu allgemein ſeyn, und alſo nichts entſchuldigen; ob ich gleich die erſtre auf einen ſehr hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Menſch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er, gleich Anfangs, zu der Würde eines Tribuns. Iſt es alſo nicht klar, daß Brutus perſönliche Eigenſchaften in

ihm

ihm müsse entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen ersetzen? Was konnten dieses aber für Eigenschaften seyn, wenn es nicht ein entschiedner Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunst wären? Und rühmt er nicht in eben dieser Ode selbst von sich, daß er noch vor der Schlacht bei Philippis, sein Leben mehr als einmahl in die Schanze geschlagen habe?

O sæpe mecum tempus in ultimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieses für eine Prahlerey auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er seine Schande bekannt zu machen scheinet?

Doch wie gesagt, alle diese Ausflüchte sind mir zu klein. Wäre Horaz auch sonst noch so tapfer gewesen, so würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bey der wichtigsten Gelegenheit sein Muth verlassen hätte. Bey kleinen Scharmützeln etwas wagen, und in einem ernstlichen Treffen davon fliehen, schickt sich wohl für einen Husaren, aber für keinen

Römer. Ich bin folglich mit allen seinen Auslegern sehr schlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entschuldigen wissen, als durch die überlegene Macht des Augusts! die das Geständniß seiner Flucht aufs höchste zu einer feinen Schmeicheley machen, und dabey den Umstand des weggeworfenen Schildes als eine sichere Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es besser treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit bey dem Dio Cassius gelesen zu haben, (B. 47.) daß die Sieger nach der verlohrnen Schlacht bey Philippis die Flüchtigen zwar scharf verfolgten; daß sie aber keinen einzigen weder tödteten, noch gefangen nahmen, sondern sie bloß, so viel als möglich zerstreueten, damit sie sich auf keine Art widersetzen könnten — Was konnte mir also natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich sein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Ursach müsse weggeworfen haben. Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja so geschwind eben

nicht

nicht zu seyn, da weder Tod noch Gefangenschaft hinter ihm her waren. Mit dieser vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen.

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaub ich, der Scharfsinnigste eben nicht seyn, in diesen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geschichtschreiber seyn will. Auch darf man der Belesenste nicht seyn, um zu wissen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bey dem es eben nichts seltnes ist, daß ein Gott mitten in der Feldschlacht, einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgiebt, und ihn auf diese Art seinen Feinden entrückt. Wie aber, wann auch die vorhergehenden Zeilen von dieser Art wären? Wie, wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu sagen verführt hätte, als er der strengen Wahrheit gemäß hätte sagen sollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr

und nicht weniger glauben müsse, als von der Wolke, in die ihn Merkur soll gehüllt haben?

Man erinnere sich also, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyrischen Dichter melden, welchen Horaz zu seinem vornehmsten Muster gemacht hatte. Dieser Grieche war so wenig ein blosser Poete, daß er vielmehr die Poesie nur dessentwegen zu lieben schien, weil er durch sie seinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichsten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrschaft in Mitylene mit Gewalt an sich riß, und den ein Paar Sittensprüche, die noch so ziemlich sind, unter die Zahl der sieben Weisen gesetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein diesen seinem Feinde in die Hände fiel, sondern auch in einem Treffen, welches die Athenienser wider die von Lesbos gewannen, sein Leben mit der Flucht retten, und seine Waffen im Stiche lassen mußte. Man weis, daß er diesen Umstand in seinen eignen Gedichten nicht verschwiegen hat, und

ihn

ihn auch nicht zu verſchweigen brauchte, weil er ſchon zu viel Proben von ſeiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieſer Zufall hätte nachtheilig ſeyn können. Die Athenienſer hingen ſeine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieſes war ein Beweis, daß man ſie für keine ſchlechte Beute müſſe angeſehen haben — Vollkommen in dieſem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum ſuorum ſodalium nennet, genugſam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt geweſen ſeyn, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetiſchen Zug anzuſehen? Für einen Zug, der ſeinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben ſollte, mit welchem er ſo viel Aehnliches als möglich zu haben wünſchte.

Kurz, die ganze ſiebende Ode des zweyten Buchs iſt nichts als ein Scherz. Und was iſt im Scherze gewöhnlicher, als daß man ſich ſelbſt eine ganz andre Geſtalt giebt; daß ſich der Tapfre

als einen Feigen, und der Freygebige als einen Knicker abbildet! In dieſen Verſtellungen liegt nur allzu oft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frey zu ſprechen iſt. Vielleicht war er einer von denen, die ſich bey Philippis am tapferſten gehalten hatten; vielleicht wußte er ſeine Thaten auf keine feinere und zugleich klügre Art zu erwehnen, als durch das Gegentheil. Ich ſage: auf keine klügre Art; weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Auguſts, ſehr ſchlecht angeſtanden hätte, ſo gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob ſie wohl, wenn ſie an des Horaz Stelle geweſen wären, aus einer andern Urſache etwas Schlechtes von ſich würden geſagt haben, als um etwas deſto rühmlichers darunter verſtehen zu laſſen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung beſtärkt, daß das weggeworfne Schild eine poetiſche Verkleinerung ſeiner ſelbſt ſey! iſt die zweyte Stelle, wo Horaz ſeines Soldatenſtandes gedenkt.

denkt. Sie befindet sich in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs, und also in einer Art von Gedichte, die der Wahrheit historischer Umstände weit fähiger ist, als eine Ode. Was sagt er aber da von seiner Flucht? Nichts als:

Unde simul primum me dimisere Philippi,
Decisis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris & fundi paupertas impulit audax
Ut versus facerem — —

Kein einziger Ausleger scheint mir auf das Wort dimittere gehörig Achtung gegeben zu haben? und auch die Uebersetzer übersetzen es alle. Dimittere ist ein militärisches Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligmal bey den klassischen Schriftstellern, besonders den Geschichtschreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander lassen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleisteten Dienste. Nimmermehr kömmt dieses Wort einem Flüchtigen, geschweige einem, der seine Waffen im Stiche gelassen hat, zu. Beyde wurden nach der römischen Kriegszucht gestraft und nicht dimittirt.

mittirt. Da aber Horaz dieſes letztere von ſich ſagt, muß er ſich nicht eines weit beſſern bewuſt geweſen ſeyn, als was er ſich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verſchiedne Sprachforſcher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle ſie gewußt und nicht nach ſeiner Scharfſinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er ſagt unter dem Artikel dieſes Griechen: „derjenige unter den lateiniſchen Poeten, welcher dem Alcäus am ähnlichſten iſt, hat ſo wohl als er, „in ſeinen Gedichten bekannt, daß er ſich mit „Wegwerfung ſeiner Waffen, als eines den „Flüchtigen ganz unnützen Dinges, mit der „Flucht aus der Schlacht gerettet habe. Dem „Archilochus begegnete vor dem Alcäus dergleichen Zufall, und er bekannte ihn öffentlich. „Horaz würde vielleicht in dieſem Stücke nicht „ſo aufrichtig geweſen ſeyn, wenn er nicht die „groſſen Beyſpiele vor Augen gehabt hätte.“

Dieſe

Dieſe groſſen Beyſpiele, hätte Bayle vielmehr ſagen ſollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; ſie machten ihn zum Selbſtverleugner, welchem es nicht genug war, ſeinen griechiſchen Muſtern in der Flucht ähnlich zu ſeyn, wenn er ihnen nicht auch in der ſchimpflichen Flucht gleichen ſollte. Soviel er dadurch bey Unwiſſenden auf der Seite des tapfern Mannes verlohr, ſo viel, und noch mehr, gewann er auf der Seite eines Freundes der Muſen. Wenn er Tribun geblieben wäre, ſo würde ihm vielleicht das Beyſpiel des Epaminondas zu dem Wunſche bewogen haben, auf ſeinem Schilde zu ſterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, ſo war das Beyſpiel eines Alcäus für ihn reizender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu laſſen, zwey Dichter die einerley Schickſal gehabt, könnten nichts anders, als auch einerley Geiſt haben.

Nichts iſt daher abgeſchmackter, als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieſer Aehnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, ſagt er, an

dem angeführten Orte, sollte man fast das Vorurtheil fassen, daß die geistigsten Odendichter eben nicht die tapfersten Soldaten sind. — — Das fast, ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas ungereimtes sagen, und zugleich auch nicht sagen will.

Je gröſſer überhaupt der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfliessen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt seyn. Nur ein elender Gelegenheitsdichter giebt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nöthig hat, seinen Charakter einmahl daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weis, daß er alles nach seiner Art verschönern muß, und also auch sich selbst, welches er oft so fein zu thun weis, daß blöde Augen eine Bekänntniß seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt.

Noch weit schwerer, oder vielmehr gar unmöglich ist es, aus seinen Gedichten seine Meinungen zu schlieſſen, sie mögen nun die Religion

ligion oder die Weltweisheit betreffen; es müßte denn seyn, daß er die einen oder die andern, in eigentlichen Lehrgedichten ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenstände, mit welchen er sich beschäftiget, nöthigen ihn, die schönsten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu untersuchen, welchem Lehrgebäude sie eigen sind. Er wird nicht viel Erhabnes von der Tugend sagen können, ohne ein Stoiker zu scheinen; und nicht viel Rührendes von der Wollust, ohne das Ansehen eines Epikurs zu bekommen.

Der Odendichter besonders pflegt zwar fast immer in der ersten Person zu reden, aber nur selten ist das ich sein eigen ich. Er muß sich dann und wann in fremde Umstände setzen, oder setzt sich mit Willen hinein, um seinen Witz auch ausser der Sphäre seiner Empfindungen zu üben. Man soll den Rousseau einsmals gefragt haben, wie es möglich sey, daß er eben sowohl die unzüchtigen Sinnschriften, als die göttlichsten Psalme machen könne? Rousseau soll geantwortet

wortet haben: er verfertige jene eben sowohl ohne Ruchlosigkeit, als diese ohne Andacht. Seine Antwort ist vielleicht zu aufrichtig gewesen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird also nicht schon diese einzige Anmerkung hinlänglich seyn, alles was man von der Philosophie des Horaz weis, zu widerlegen? Und was weis man denn endlich davon? Dieses, daß er in seinem Alter, als er ein ernsthaftes Geschäfte aus derselben zu machen anfing, auf keines Weltweisen Worte schwur, sondern das Beste nahm wo er es fand; überall aber diejenigen Spitzfindigkeiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberühret ließ. So mahlt er sich in dem ersten Briefe seines ersten Buchs, an einem Orte, wo er sich ausdrücklich mahlen will. Alles, was man außer diesen Zügen hinzusetzet, sind die ungegründesten Folgerungen, die man aus dieser oder jener Ode, ohne Geschmack, gezogen hat.

Wir

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode Parcus Deorum cultor &c. welches die vier und dreißigste des ersten Buchs ist, sehen. Es ist unbeschreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube diese Materie nicht besser schliessen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mittheile, die ich dem Urtheile derjenigen überlassen will, welche Gelehrsamkeit und Geschmack verbinden. Hier ist die Ode, und zugleich eine Uebersetzung in einer so viel als möglich poetischen Prose. Ich glaube dieses wird besser seyn, als wenn die Poesie so viel als möglich prosaisch wäre.

34. Ode des ersten Buchs.

Parcus Deorum cultor & infrequens
Insanientis dum sapientiæ
Consultus erro, nunc retrorsum
Vela dare atque iterare cursus
Cogor relictos: namque Diespiter
Igni corusco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum,

Quæ

Quo bruta tellus & vaga flumina
Quo Styx, & invisi horrida Tænari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima summis
Mutare & insignem attenuat Deus
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustilit; hic posuisse gaudet.

Ueberſetzung.

„ In unſinnige Weisheit vertieft, irrt ich
„ umher, ein karger, ſaumſeliger Verehrer der
„ Götter. Doch nun, nun ſpann ich, den ver-
„ laßnen Lauf zu erneuern, gezwungen die Segel
„ zurück.

„ Denn ſonſt nur gewohnt die Wolken mit
„ blendenden Blitzen zu trennen, trieb der Va-
„ ter der Täge, durch den heitern Himmel, die
„ donnernden Pferde und den beflügelten Wagen.

„ Auf ihm erſchüttert er der Erde ſinnloſen
„ Klumpen, und die ſchweifenden Ströme: auf
„ ihm den Styx und die nie geſehenen Wohnun-

gen

„ gen im schrecklichen Tänarus, und die Wurzeln
„ das Atlas.

„ Gott ist es, der das Tiefste ins Höchste zu
„ verwandeln vermag, der den Stolzen ernie-
„ drigt, und das, was im Dunkeln ist, hervor-
„ zieht. Hier riß mit scharfem Geräusche das
„ räuberische Glück den Wipfel hinweg, und
„ dort gefällt es ihm, ihn anzusetzen.

* * *

Es wird nöthig seyn, ehe ich mich in die Erklärung dieser Ode einlasse, einige grammatikalische Anmerkungen, zur Rettung meiner Uebersetzung, beyzubringen. Gleich in dem ersten Worte habe ich mir die Freyheit genommen, den Hauffen der Ausleger zu verlassen. Parcus ist ihnen so viel als rarus; selten. Und infrequens? Auch selten. So verschwenderisch mit den Worten ist Horaz schwerlich gewesen. Zwey Beywörter, die nur einerley sagen, sind seine Sache gar nicht. Dacier spricht parcus cultor Deorum bedeute nicht sowohl einen, welcher die Götter

wenig verehrt, als vielmehr einen, der sie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor. Infrequens, sagt dieser Kunstrichter, ist ein sehr merkwürdiges Wort, dessen Schönheit man nicht genugsam eingesehen hat. Es ist eine Methapher, die von den Soldaten genommen worden, welche sich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiset dieses aus dem Festus, welcher mit ausdrücklichen Worten sagt: infrequens appellabatur miles qui abest, absentia a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Criticis gleichviel ist, ob sie ihren Schriftsteller etwas ungereimtes sagen lassen, oder nicht, wann sie nur ihre Belesenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man also die Worte: parcus Deorum cultor & infrequens übersetzen: ich, der ich die Götter gans und gar nicht verehrte, und ihren Dienst oft unterließ, bey welchem ich gleichwohl wie der Soldat bey der Fahne hätte verharren sollen. Der geringste Sylbenstecher würde kein

so

ſo widerſinniges Climax gemacht haben — Aber was hat denn alle dieſe Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum ſoll denn parcus hier nicht heiſſen, was es faſt immer heißt? Macht nicht karger Verehrer der Götter, einen ſehr ſchönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwählung ſchlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine ſehr unheilige Kargheit verrathen konnte? Das andere Beywort infrequens habe ich durch ſaumſelig gegeben; ſelten aber würde vielleicht eben ſo gut geweſen ſeyn. Der Sinn, den ich ihm beylege iſt dieſer, daß es einen anzeiget, welcher ſich ſelten in den Tempeln bey feyerlicher Begehung der Feſttäge, und öffentlichen Opfern einfand. Wenn man die beyden Erklärungen annimmt, ſo wird man hoffentlich einſehen, daß Horaz nichts umſonſt geſetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben? aus was für Urſachen kann unmöglich jemand anders, als er ſelbſt wiſſen; doch vielleicht auch er ſelbſt nicht einmal.

Bey der zweyten Strophe muß ich dieſes erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunction, doch nicht ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meiſten Ausgaben haben das Komma nach dividens; ſo viel ich mich erinnere, der einzige Baxter ſetzt es nach plerumque, und beruft ſich deswegen auf den Scholiaſten. Baxter hat Recht, und wann er ſich auch auf keinen Wehrmann berufen könnte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klärer Beyſpiel finden könne, was für Zweydeutigkeiten die lateiniſche Sprache unterworfen ſey, als das gegenwärtige. Horaz kann eben ſowohl geſagt haben: Diespiter igni coruſco plerumque nubila dividit als: plerumque per purum tonantes egit equos. Beydes aber kann er doch nicht zugleich geſagt haben, und man muß alſo dasjenige wählen, welches den ungezwungenſten Verſtand giebt. Nun iſt es wohl keine Frage, ob es öfterer bey heiterm Himmel, oder öfterer alsdann donnert, wenn der Himmel mit Wolken umzogen iſt? Soll alſo der Dichter nichts ungereimtes geſagt haben, ſo

kann

kann nur die erstre Auslegung Statt finden, welcher ich in der Ueberſetzung gefolgt bin? ob ich gleich ganz gerne geſtehe, daß es ſonſt der Gebrauch des Horaz nicht iſt, die Adverbia ſo nachzuſchleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein Paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn! Verſchiedene Ausleger ſcheinen den letztern gemerkt zu haben, wann ſie das plerumque zu per purum egit zögen, und ſuchen ſich alſo durch beſondere Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bey plerumque, hisce vero diebus einſchieben; und Dacier giebt das plerumque durch ſouvent. Aber ſeit wenn hat es denn aufgehört, mehrentheils zu heiſſen? Und ſeit wenn iſt es denn den Paraphraſten erlaubt, ganz neue Beſtimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringſten Grund darinn haben?

In der dritten Strophe habe ich die Ueberſetzung des Worts inviſi und die Vertauſchung der Beywörter zu rechtfertigen. Ich weis wohl, daß den meiſten Auslegern inviſus hier, verhaßt,

ſcheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deswegen lieber die allereigentlichſte Bedeutung, nach welcher es ſo viel als ungeſehen iſt, beybehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen ἀϊδης habe ausdrücken wollen. Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebürge in Laconien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ἀνηλιον, wie ſie bey dem Lucian περι πενθες beſchrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil ſie von keinem ſterblichen Auge erblickt wird, ward ſie ἀϊδης genennt; und Horaz war Nachahmers genug, nach dieſem Exempel ſeine inviſum ſedem horridi Tænari zu machen. Ich ordne hier die Beywörter ſo, wie ich glaube, daß ſie natürlicher Weiſe zu ordnen ſind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt und horridam ſedem inviſi Tænari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in ſeinem römiſchen Ohre eine beßre Wirkung that. Mir aber ſchien der ungeſehene Tänarus im Deutſchen

zu

zu verwegen, weil man glauben könnte, als ſollte es ſo viel anzeigen, daß man dieſes Vorgebürge niemals zu ſehen bekomme. Ich ſtelle alſo dieſes Beywort wieder dahin, wo es dieſe Zweydeutigkeit nicht verurſacht, und der Stärke des Ausdrucks dabey nichts benimmt. Die Treue eines Ueberſetzers wird zur Untreue; wann er ſeine Urſchrift dadurch verdunkelt. Man ſage nicht, daß alle dieſe Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von inviſus annimmt. Ich weiß es; aber ich weis auch, daß alsdann dieſes Beywort mit dem andern horrida, eine vielzugroſſe Gleichheit bekömmt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beyde ſo nahe zuſammen gebracht haben, welcher die Beywörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leſer ein beſondres Bild in die Gedanken ſchildert. Die grauſe Höle des ſcheuslichen Tänars, ſagt wol ein Lange, aber kein Horaz. Es iſt eben als wollte man ſagen: die hohe Spitze des erhabnen Berges. —— Noch ſollte ich mich vielleicht in dieſer Strophe,

wegen des atlanteus finis entschuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Uebersetzer seyn?

Nach diesen wenigen Anmerkungen, komme ich auf den Innhalt der Ode selbst. Fast alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darinn absage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange, und ihnen eine bessere Verehrung verspreche. — — Diese Erklärung scheinet dem ersten Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig. Sie war allgemein angenommen, bis Tanaquill Faber sie in Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieses Gelehrten, auch dessen Meinungen geheyrathet zu haben schien, trat seinem Schwiegervater bey, und erklärte die Ode für nichts anders, als kindisch und abgeschmackt, wann sie eine ernstliche Widerruffung seyn sollte. Er kam auf den Einfall sie zu einer Spötterey über die stoische Sekte zu machen; welches zu erweisen, er sie folgender Gestalt umschrieb. „Es ist wahr, so lange ich den Leh„ren einer närrischen Weisheit folgte, habe ich

die

„ die Götter, nicht so, wie ich wohl sollte, ver-
„ ehret. Ihr aber, ihr Herren Stoiker, dringt
„ mit so starken Gründen in mich, daß ich ge-
„ zwungen bin, auf andre Art zu leben, und
„ einen neuen Weg zu erwählen. Was mich
„ in meiner Halsstarrigkeit befestigte, war die-
„ ses, daß ich gewiß überzeugt war, der Don-
„ ner könne nichts als die Wirkung der Ausdün-
„ stungen seyn, die sich in den Wolken zusam-
„ menziehen, und sich unter einander stossen.
„ Allein nunmehr beweiset ihr mir, daß es oft
„ am heitern Himmel donnert. Hierauf nun
„ habe ich nichts zu antworten, und ich muß
„ mit euch erkennen, daß Gott selbst, den Wa-
„ gen seines Donners durch den Himmel führt,
„ so oft es ihm gefällt, und die Blitze mit eigner
„ Hand wirft, wohin er will. — — Bis hie-
her fließt alles noch ziemlich natürlich; allein von den letzten fünf Versen gestehet Dacier selbst, daß sie mit seiner Auslegung schon etwas schwerer zu vereinigen sind. Horaz, sagt er, fängt in diesen letztern Zeilen an, ernstlich zu re-

den, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Vorsehung glaube. „Ich weis, soll „des Dichters Meinung seyn, daß Gott diesen „erniedrigen und jenen erhöhen kann. Aber „ich weis auch, daß er diese Sorge dem Zufalle „und dem Glücke überläßt, welches mit schar„fen Geräusche dem Haupte des einen das „Diadem entreißt, und das Haupt des andern „damit krönet.

Der stärkste Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß unmöglich Horaz eine so wichtige Ursache seiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verständigen seyn muß. „Man „braucht, sagt er, in der Naturlehre nur sehr „schlecht erfahren zu seyn, wenn man wissen „will, daß kein Donner ohne Wolken seyn kön„ne? Horaz muß also nothwendig die Stoiker „nur damit lächerlich machen wollen, die den „Epikurern wegen der Vorsehung weiter nichts „als ungefehr dieses entgegen zu setzen wußten: „ihr könnt, sagten die Stoiker, die Vorsehung

nicht

„ nicht leugnen, wenn ihr auf den Donner und „ auf seine verschiedene Wirkungen Achtung ge„ ben wollt. Wann nun die Epikurer ihnen „ antworteten, daß der Donner aus natürlichen „ Ursachen hervorgebracht würde, und man also „ nichts weniger als eine Vorsehung daraus be„ weisen könne: so glaubten die Stoiker, ihnen „ nicht besser den Mund zu stopfen, als wenn „ sie sagten, daß es auch bey heiterm Wetter „ donnre; zu einer Zeit also, da alle natürliche „ Ursachen wegfielen, und man deutlich sehen „ könne, daß der Donner allerdings von den „ Göttern regiert werden müsse.

Dieses, wie gesagt, ist der stärkste Grund, womit Dacier seine neue Auslegung unterstützt; ich muß aber gestehen, daß mich seine Schwäche nicht wenig befremdet. Ist es nicht gleich Anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwissenheit oder aus List, die stoischen Beweise der Vorsehung ganz kraftlos verstellet? Diese Weltweisen beruften sich zwar auf die natürlichen Begebenheiten, und auf die weise Einrichtung der-

ſelben; niemals aber leugneten ſie ihre in dem Weſen der Dinge gegründeten Urſachen, ſondern hielten es vielmehr für unanſtändig, ſich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derſelben waren die gegründeſten und edelſten, die man je, auch in den aufgeklärteſten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweyte Buch der natürlichen Fragen des Seneca, wo er die Natur des Donners unterſucht. Aus dem 18. Hauptſtücke deſſelben hätte Dacier genugſam ſehen können, daß die Stoiker auch bey den Donnerſchlägen am heitern Himmel die natürlichen Urſachen nicht bey Seite ſetzten, und das purus aër im geringſten nicht alle Donnerwolken ausſchließt. Quare & ſereno tonat? heißt es daſelbſt; quia tunc quoque per craſſum & ſiccum aera ſpiritus proſilit. Was kann deutlicher ſeyn? Seneca ſagt dieſes zwar nach den Grundſätzen des Anaximanders, aber er erinnert nichts darwieder; er billiget ſie alſo. Eine Stelle aus dem 31. Hauptſtücke wird es noch deutlicher machen,

machen, in wie fern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas göttliches ſey; mira fulminis, ſi intueri felis, opera ſunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina inſit illis & ſubtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das divina durch ſubtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulaſſen. Der Blitz, fährt er fort, zerſchmelzt das Gold in dem Beutel, ohne dieſen zu verletzen; desgleichen die Klinge in der Scheide, ob ſchon dieſe ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn ſie unmittelbare Wirkungen derſelben ſeyn ſollten! Es iſt wahr, die Stoiker glaubten ſogar, daß der Donner das Zukünftige vorherverkündige. Aber wie glaubten ſie es? So, daß ſie Gott ſehr ruhig dabey lieſſen, und dieſe Vorherverkündigung bloß aus der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbre Begriffe damit verbanden, und glaubten, der Donner rolle nur deswegen, damit

mit er etwas verkündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca nothwendig ſelbſt einrücken. Hoc autem, ſagt er in dem 32. Hauptſtücke inter nos & Tuscos, quibus ſumma perſequendorum fulminum eſt ſcientia, intereſt. Nos putamus quod nubes colliſæ ſunt, ideo fulmina emitti. Ipſi exiſtimant, nubes collidi, ut fulmina emittantur. Nam cum omnia ad Deum referant in ea ſunt opinione, tamquem non quia facta ſunt ſignificent; ſed quia ſignificatura ſunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, ſive illis ſignificare propoſitum eſt, ſive conſequens. Quomodo ergo ſignificant, niſi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motæ, ut nobis occurrerent, dextrum auſpicium, ſiniſtrumve fecerunt. Et illos, inquit, Deus movit. Nimis illum otioſum & puſillæ rei miniſtrum facis, ſi aliis ſomnia, aliis exta diſponit, iſta nihil ominus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum ſeries explicatur, indicia venturi ubique præmittens, ex quibus nobis quædam familaria, quædam ignora ſunt. — — Cujus rei ordo eſt, etiam prædictio eſt.

Man

Man überlege dieſe Stelle genau, und ſage, ob es, dem Inhalte derſelben zufolge, möglich ſey, daß die Stoiker jemals ſo abgeſchmackt gegen die Epikurer können geſtritten haben, als ſie Dacier ſtreiten läßt. Iſt es aber nicht möglich, ſo muß ja auch die vorgegebene Spötterey des Horaz, und mit ihr die ganze ſich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es iſt nicht nöthig, ihr mehr entgegen zu ſetzen, ob es gleich etwas ſehr leichtes ſeyn würde; beſonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen, und aus der gewaltſamen Hineinpreſſung des Wörtchens ſed vor hinc apicem, nehmen wollte.

Nach dieſer Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieſer Ode beybehalten wolle. Doch auch dieſe kann, meinem Urtheile nach, nicht ſtatt finden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit geweſen, als daß er ihrer nicht öfter in ſeinen Briefen oder Satyren, wo er ſo unzählich viel Kleinigkeiten von ſich einflieſſen

flieſſen läßt, hätte erwehnen ſollen. Aber überall iſt ein tiefes Stillſchweigen davon. Auch das kann nicht erwieſen werden, daß Horaz gleich Anfangs der ſtoiſchen Philoſophie ſolle zugethan geweſen ſeyn, welches doch ſeyn müßte, wann er ſie curſus relictos nennen wollen. Auſſer dieſen ſchon bekannten Schwierigkeiten, ſetze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philoſophirten, hergenommen iſt. Wenn es wahr iſt, daß nach ihren Grundſätzen der Donner am umzognen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies, als der Donner am heitern Himmel; ſo kann Horaz den letzten eben ſo wenig im Ernſte als im Scherze als eine Ereignung anſehen, die ihn den Stoikern wieder beyzutreten nöthige. Das erſtere iſt wahr, und alſo auch das letztre. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die ſtoiſche Weltweisheit nicht beſſer werde verſtanden haben, als ſeine Ausleger?

Laſſt

Laßt uns eine beßre Meinung von ihm haben, und ihn wo möglich wider ihre unzeitige Gelehrsamkeit vertheidigen! Unzeitig ist sie, daß sie da Sekten sehen, wo keine sind; daß sie Abschwörungen und Spöttereyen wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herrschen. Denn mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieser Ode weder an die Stoiker noch an die Epikurer gedacht hat, und daß sie nichts ist, als der Ausbruch der Regungen, die er bey einem ausserordentlichen am hellen Himmel plötzlich entstandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man sage nicht, daß die Furcht vor dem Donner etwas so kleines sey, daß man sie dem Dichter schwerlich Schuld geben könne. Der natürlichste Zufall, wenn er unerwartet kömmt, ist vermögend, auch das männlichste Gemüth auf wenig Augenblicke in eine Art von Bestürzung zu setzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer solchen kurzen Bestürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derselben in ein Paar Strophen

phen aufzubehalten? Affect und Poeſie ſind zu nahe verwandt, als daß dieſes unbegreiflich ſeyn ſollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine ſehr überflüſſige Mühe ſeyn würde. Ich will nur noch eine Vermuthung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere ſich, was uns Sueton von dem Auguſtus in dem 90. Hauptſtücke ſeiner Lebensbeſchreibung meldet. Tonitura & fulgura paulo infirmius expavescebat, ut ſemper & ubique pellem vituli marini circumferret pro remedio: atque ad omnem majoris tempeſtatis ſuſpicionem in abditum & concameratum locum ſe reciperet. Wie gerne ſtellt ſich ein Hofmann in allen Geſinnungen ſeinem Regenten gleich! Geſetzt alſo, Horaz habe ſich nicht ſelbſt vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht dieſe Schwachheit, dem Auguſt zu ſchmeicheln angenommen haben? Es ſcheint mir als ob dieſer Umſtand auf die Ode ein gewiſſes Licht werfe, bey welchem man eine Art

von

von Schönheiten entdeckt, die ſich beſſer fühlen, als umſtändlich zergliedern laſſen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Auguſts beybringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen iſt? Ich will gleich vorausſagen, daß ſie ein wenig kühn ſeyn wird; aber wer weis, ob ſie nicht eben das Kühne bey vielen empfehlen wird? Als Auguſt, nach dem Tode des Cäſars von Apollonien zurück kam, und eben in die Stadt eintrat, erſchien plötzlich am hellen und klären Himmel ein Zirkel, in Geſtalt eines Regenbogens, rings um die Sonne; und gleich darauf ſchlug der Donner auf das Grabmaßl der Julia, des Cäſars Tochter. Dieſe Ereignung ward, wie man ſich leicht vorſtellen kann, zum größten Vortheile des Auguſts ausgelegt. Und wie, wann eben ſie es wäre, auf welche Horaz hier zielet? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom, aber kann nicht ſchon die Er-

zehlung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieſes vielleicht um ſo viel eher, je lieber es ihm bey ſeiner Zurückkunft, nach der Schlacht bey Philippis, ſeyn mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Parthey der Mörder des Cäſars abſtehe. Wollte man dieſen Einfall billigen, ſo müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehrt zu haben geſtehet, den Cäſar und Auguſt, welchen er mehr als einmal dieſen Namen giebt, verſtehen; und die inſanam inſapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewiſſen Stücken, beſonders wo die Freiheit mit einſchlug, die Tugend bis zur Raſerey übertrieb. Dieſe Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche ſich beſonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen, und von der Uebertragung der höchſten Gewalt redet,

die

die er unter dem Bilde des Wipfels will verſtanden wiſſen.

Ich will nichts mehr hinzu ſetzen, ſondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erſtere plane Erklärung, welche ohne alle Anſpielungen iſt, dieſer andern weit vorziehe. Meine Leſer aber mögen es halten wie ſie wollen, wenn ſie mir nur ſo viel eingeſtehen, daß nach der letztern, aus dem Parcus Deorum cultor & infrequens, wider die Religion des Horaz gar nichts zu ſchlieſſen iſt, nach der erſtern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtſchaffenſten Theologen, in welchem er ſich einen armen Sünder nennet, wider deſſen Frömmigkeit zu folgern berechtiget iſt. Das iſt alles, was ich verlange.

Ich weis, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beybringen könnte; ich weis aber auch, daß man eben nicht alles erſchöpfen muß.

Inhalt.

Inhalt.

Rettung des Lemnius, in acht Briefen. S. 1.

Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit — 55.

Rettung des Hieronimus Cardanus — 89.

Rettung des Inepti Religioſi und ſeines ungenannten Verfaſſers — 145.

Rettungen des Horaz — 189.